

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an Herrn Arnold v. Tiedeböhl
in Riga, Georgenstrasse Nr. 4, Qu. 20, zu richten.

Baltische Monatsschrift.

XXXIX. Band.

11. Heft.

Inhalt.

	Seite
Der griechische Minus. Von Prof. W. Hirschelmann	593
Russische Dichter und Schriftsteller in Livland. Von Dr. F. Walbmann. (Fortj.)	609
Julius Aupffer, Faust-Commentar. Von G. v. Glajenapp	626

Abonnements

nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis pro Jahrgang von
ca. 50 Bogen (12 Hefte) 6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.

Reval, 1892.

In Commission bei F. Kluge.

Riga: Alexander Stieda.

Leipzig: Rud. Hartmann.

Ausgegeben den 1. November 1892.

Дозволено цензурою. — Ревель, 27-го Октября 1892 г.



PL 2 7865

Der griechische Minus.

(Ein Vortrag.)

Wenn wir die Hochschule mit dem Worte Universitas bezeichnen, deuten wir damit an, daß sie eine einheitliche Heimstätte vieler verschiedener Wissenszweige ist. Verschieden sind sie aber von einander nicht nur in Bezug auf ihr Ziel und ihre Methode, sondern auch in Bezug auf die Art ihres Fortschrittes.

Als die Naturwissenschaften in unserem Zeitalter mit einer Staunen und Bewunderung erregenden Jugendkraft einen Triumph nach dem anderen ernteten, da schien es Manchem, als ob die Geisteswissenschaften in einen Zustand der Ruhe, des Alters getreten seien. Insbesondere sollte solches von einer der ältesten unter ihnen, der klassischen Philologie, gelten; sie wurde wohl gelegentlich als ehrwürdige Hüterin altererbter Schätze betrachtet, die aber selbst ihr Gut nicht mehr zu vermehren berufen sei.

Diese Auffassung ist aber vollkommen falsch. Im Gegentheil sehen wir, daß allüberall der Forschung neue Quellen erschlossen, neue Ziele gesetzt sind. Nicht das Ausbleiben des Fortschrittes haben wir zu fürchten, wohl aber, daß der rapide Fortschritt schließlich die Einheit der Wissenschaft sprengen könnte. Noch hält ein loses Band sie zusammen, die vielen Disciplinen, die das Sein und Leben der klassischen Völker erforschen. Aber schon werden Stimmen laut, die dieser Einheit den Untergang prophezeihen, schon sehen wir, wie einige vom Schicksal begünstigte ihre eigenen Wege zu wandeln beginnen und die Fühlung mit dem Mutterboden, dem sie entsprossen sind, beinahe verlieren. Andere haben einen Umfang erreicht, der über die Grenzen der griechisch-lateinischen Lebenssphäre weit hinausgreift. Es wird eine ernste Aufgabe der Zukunft sein, die scheinbar aus einander gehenden Wege schließlich wieder zu vereinigen und die für das gesammte Geistesleben so nothwendige

Befruchtung durch eine einheitliche Alterthumswissenschaft auch künftigen Geschlechtern zu Theil werden zu lassen.

Die gegenwärtige Generation hat zunächst die Aufgabe, die von allen Seiten herzuströmenden Schätze zu bergen, und da mag es wohl der Lauf der Dinge mit sich bringen, daß zuweilen das Neue vor dem Alten, das Besondere vor dem Gemeinsamen bevorzugt wird. Wie groß die Menge des Neuen ist, vermag ein Einzelner kaum zu übersehen. Was der Erdboden an Inschriften, an Sculpturen, an Gebäuden, an Ruinencomplexen wiedererstattet hat, wird in Wort und Bild allüberall gepriesen. Viel stiller und geräuschloser, aber niemals stillestehend vollzieht sich das Wachstum des literarischen Nachlasses der Griechen und Römer. Die uns vorliegende Literatur der Alten ist nicht im Entferntesten etwas seit langer Zeit Fertiges, Abgeschlossenes. Noch in den letzten Zeiten hat sie so großen Zuwachs erhalten, daß es eine besondere Arbeit erfordern würde, diesen Zuwachs zu registriren und zu beschreiben. Ich will nicht davon reden, daß für weitaus die meisten Autoren erst unser Zeitalter die echten Textesquellen gefunden hat, daß für gar viele diese Arbeit noch zu thun ist; wenn man nur die neuen Texte ins Auge faßt, die das letzte Jahrhundert wiedergewonnen hat, so ist es eine kleine Bibliothek.

Vieles gehört der eigentlich gelehrten Literatur an. Erst unser Zeitalter hat ganz allmählich den Werth und die Bedeutung derselben begreifen gelernt; erst jetzt hat man ein systematisches Ausnutzen alter und neuer Bibliotheken begonnen; noch immer werden glänzende Funde gemacht, die ganze Zweige der antiken Wissenschaft in vollständig neuem Lichte erscheinen lassen; das Fundament wird neu, das Gebäude muß von Grund aus neu aufgeführt werden. Jeder Fund erweitert das Wissen, aber er stellt auch neue Fragen, von denen die Früheren nichts geahnt hatten. Aber außer der eigentlich gelehrten Literatur hat auch die Kunstprosa und nicht am wenigsten die Poesie reichen Zuwachs erfahren. Altberühmte Bibliotheken enthielten Handschriften und Palimpseste, die erst jetzt verwerthet wurden; die verbrannten Schriftrollen von Herculaneum mußten aus dem Tode wieder-auferstehen; die Klöster des Orients bargen ungekannte Güter. Vor Allen aber hat Egypten seine Gräber eröffnet: die Papyrusrollen, die den Todten beigejelt waren, bieten Texte, deren Vorhandensein Niemand zu hoffen gewagt hatte. Ja die Pappe, in welche die Mumien gewickelt waren, ist aus Papyrusstücken zusammengelebt. Die Schriften wurden als Maculatur verkauft, wanderten in die Fabrik, wurden zu Pappe verarbeitet und bildeten Jahrtausende hindurch die Hülle von Todten, die als Lebende ptolemäischen Königen gehorcht hatten. In ihrem heiligen Dunkel haben sich die einstigen Bestandtheile selbst so unversehr erhalten, daß sie noch heute lesbar sind.

So ist der Welt die Ueberraschung zu Theil geworden, daß neuerdings Stücke der platonischen Dialoge zu Tage kamen, die beinahe zu Lebzeiten des Meisters geschrieben waren.

Unter allen Gaben aber, die wir Egypten verdanken, sind die letzten die größten gewesen. Die Schrift des Aristoteles vom Staate der Athener hat eine Bewegung hervorgerufen, die weit über die Fachkreise hinausgegriffen hat. Und kaum war eine gewisse Beruhigung eingetreten, so ward uns ein zweiter Fund gemeldet, der dem ersten ebenbürtig zur Seite tritt. Ein antiker Dichter, den wir nur dem Namen nach kannten, von dem nur wenige dürftige Fragmente erhalten waren, von dessen Dichtungsart wir nur eine dunkle und — wie sich jetzt zeigt, gründlich falsche — Vorstellung hatten, ja dessen Zeit bestritten wurde, ist uns plötzlich wiedergeschenkt. Er heißt Herondas und lebte vermuthlich im dritten vordchristlichen Jahrhundert. Sieben Gedichte und kleine Reste von anderen, ungefähr 700 Verse, sind erhalten. Dieses kleine Büchlein enthält aber des Neuen und Bedeutenden mehr als sonst zuweilen ganze Bände. Es bietet aber auch neue Probleme in Fülle. Der Literaturgeschichte eröffnen sich ganz neue Perspektiven; denn diese Gedichte sind nur die letzten Glieder einer langen Kette. Die Ausbeute für die Cultur- und Sittengeschichte ist eminent. Die Religions-, die Kunstgeschichte erhalten ihren Antheil. Die Grammatik aber in allen ihren Zweigen und die Metrik werden harte Arbeit haben, ehe sie das neue Material bewältigen. Es ist die Sprache des gemeinen Lebens, aber der hellenistischen Zeit; es ist ein spätes Ionisch, aber mit fremden Elementen durchsetzt. Da lesen wir Flexionsformen, von denen der Verstand der Verständigen nichts geahnt hatte; dazu seltsame syntaktische Wendungen; endlich einzelne Worte, die völlig neu sind und der Erklärung harren.

Dazu ist der Text verderbt und durch kleine und große Lücken verstümmelt. Wer etwa gewohnt ist, die Arbeit des Philologen, das Recensiren und Emendiren der Texte als eine geringwerthige oder gar unnütze zu betrachten, der versuche es doch einmal, diesen Autor zu lesen, ohne die geschmähte Conjecturalkritik zu Hilfe zu nehmen. Hier erkennt er an einem handgreiflichen Beispiel, daß ganze Massen antiker Literatur so, wie sie uns vorliegen, nicht lesbar und nicht verständlich sind, und daß die aufgesammelte Arbeit der Jahrhunderte dazu gehörte, sie lesbar und verständlich zu machen.

Andererseits hat aber auch der Fachmann Gelegenheit, Bescheidenheit zu lernen und sich der Grenzen seines Könnens bewußt zu werden. Man vermuthete einmal, daß die Gedichte dorisch geschrieben seien, weil in einem zufällig erhaltenen Bruchstück die Worte $\kappa\acute{o}\rho\eta\ \tau\acute{\upsilon}$ („Du Mädchen“) vorkamen; denn $\tau\acute{\upsilon}$ ist die dorische Form für $\sigma\acute{\upsilon}$ („Du“). Was finden wir

jetzt in dem erhaltenen Text. Die betreffende Dame wird überhaupt nicht mit „Du“ angeredet, auch nicht mit dem Worte „Mädchen“. Sie ist eine Frau, heißt *Kορυττα* und wird einfach bei ihrem Namen gerufen, natürlich im Vocativ: *Κορυττοί*; und hieraus ist durch leichte Verderbung jenes *κορη τω* entstanden, gerade so wie alle die Tausende von Fehlern entstanden sind, die unsere Texte entstellen. Hier hatte man dem Text vertraut, und er hat das Vertrauen als neckischer Kobold getäuscht. Der Dialect ist keineswegs dorisch, sondern vielmehr jonisch.

Es wird noch lange dauern, bis die Feststellung und Erklärung des Textes ihre Hauptarbeit vollendet haben. Ja, auch eine erschöpfende Charakteristik des Autors geben zu wollen, wäre noch verfrüht. Nur Eines liegt schon heute klar vor Augen: die hohe Bedeutung eines ganzen Zweiges der antiken Dichtung, den man bisher nur wenig beachtet hatte, des griechischen Mimus. Es sei mir gestattet, die Entwicklung dieser Dichtungsart und die wesentlichen Merkmale, durch die sie sich von verwandten Arten unterscheiden, in gedrängter Kürze zu schildern.

Das Wort *Mimus* ist uns Allen wohlbekannt. Noch heute sprechen wir von der Kunst des Mimen und meinen damit die Kunst des Schauspielers, weil er gewisse Gestalten der Phantasie oder des Lebens nachahmt, denn der Begriff der Nachahmung im Allgemeinen bildet den sprachlichen Inhalt des Wortes. Aber nicht in diesem weiten, sondern in einem engeren Sinne faßte den Ausdruck ein origineller Dichter, der seine — in Form und Gehalt neuen — Gedichte zuerst *Mimoi* nannte.

Sophron, ein Sicilianer aus Syracus, lebte wohl um die Mitte des fünften Jahrhunderts vor Christus. Die Griechen des Westens besaßen in hohem Grade die Gabe scharfer Beobachtung des Eigenthümlichen und Charakteristischen der Menschennatur. Hier in Sicilien war aus volksmäßigen Anfängen eine Art von Komödie erwachsen, wie sie in Athen erst viel später zur Blüthe gelangte. Sophron aber lieferte keine Komödien, sondern lediglich kurze Dialoge. Personen des gewöhnlichen Lebens traten redend auf; sie unterhielten sich genau, wie sie es im Leben thaten, und über die Dinge des täglichen Lebens. Sie sprachen im heimischen Dialect, ja sogar in Prosa. Es war das der erste Versuch einer Prosadichtung überhaupt, ein gewaltiger, kühner Schritt. Alles war dem Leben abgelauscht, die Charaktere, die Art der Rede, die Stoffe der Unterhaltung. Wir dürfen glauben, daß die Treue und Wahrheit, mit der hier das alltägliche Leben geschildert war, ohne Beispiel da stand. Es hatte noch nie eine Poesie gegeben, der dieses Ziel als einziges vorgeschwebt hätte. Nichts lenkte die Aufmerksamkeit vom Dialog, von den Personen ab, nicht eine verschlungene Handlung, nicht das Bestreben, durch Wit und Komik Lachen zu erregen.

Die Menschen zu zeigen, wie sie wirklich waren, das war der einzige Zweck: es waren psychologische Skizzen.

Was uns die Alten darüber berichten, was wir aus den späteren Nachahmungen erschließen, wird durch die Titel und Bruchstücke bestätigt. Da treten Männer aus dem Volke auf, z. B. Fischer und Bauern; oder aber ein Bote, der aus der Ferne kommt und interessante Neuigkeiten (wahre oder auch unwahre) zu erzählen hat. Die Frauen wurden bei den verschiedensten Verrichtungen geschildert; das eine Mal, wie sie eins der großen Festspiele des Mutterlandes besuchen, das andere Mal, wie sie in düsterer Nacht beim blassen Mondlicht in abergläubischem Gebahren Spuk und Zauber treiben. Dann aber zu Hause in ihren vier Wänden, wie die junge Braut geschmückt wird, die dem Bräutigam zugeführt werden soll.

Noch heute erkennen wir, daß die Sprache einfach und volksmäßig war, mit charaktervollen Bildungen, mit kernigen Sprichwörtern durchsetzt. Diese Dialoge nannte der Verfasser *μίμοι* und meinte damit nicht die Nachahmung im Allgemeinen, wie jede Poesie und besonders das Drama sie enthält, sondern in höherem Sinne die volle und treue Darstellung des wirklichen Lebens, nicht wie Sage und Tradition, Phantasie und Witz es erscheinen lassen, sondern wie es in nackter Wahrheit uns täglich vor Augen steht.

Der Mimus berührt sich offenbar mit dem Drama. Es ist eine dramatische Scene, die in sich abgeschlossen ist; aber sie könnte auch in einem größeren Zusammenhange stehen. Es fragt sich also, ob der Mimus neben dem wirklichen Drama, wie es sich historisch entwickelte, eine selbständige Stellung beanspruchen kann, oder ob er sich zu ihm verhält wie ein Theil zum Ganzen.

Daselbe fünfte Jahrhundert, welchem der Sophronische Mimus angehört, erlebte die Blüthe der attischen Tragödie. Auch die Tragödie schildert Charaktere, aber ihre Kunst ist von der des Mimus verschieden. Die Tragödie ist die Darstellung der Heldensage in derjenigen Gestalt, die diese Zeit verlangte. Was einst der epische Dichter gesungen hatte, was die Chorlyrik in ihrer Weise verherrlicht hatte, das wurde jetzt als Leben und Gegenwart auf der Bühne geschaut. Es sind dieselben altbekannten, altvertrauten Gestalten, in ewig neuer Jugendkraft. Aber es sind nicht Menschen von heute, sondern Helden und Könige einer längst vergangenen großen Zeit; der Grundzug ihres Wesens ist gegeben: denselben zu variiren, ist Sache des Dichters.

Auch berichtet man nicht mehr die Reihe der Begebenheiten in endloser Folge, nicht auserlesene einzelne Thaten und Thatfachen, sondern das Wirken des Willens in leidenschaftlicher Erregung, den Kampf der

Leidenschaft, ihren Sieg, ihr Ende. Die Begebenheit ist der Körper des Kunstwerkes, aber die Leidenschaft ist seine Seele. So sind auch die handelnden Personen vor Allem Träger einer Empfindung, einer Leidenschaft und dadurch die Verkörperung ewiger Ideen, in denen die Kämpfe der Menschenseele ihren verklärten Ausdruck gefunden haben. Die einzelnen Züge dieser Empfindung, dieser Leidenschaft sind treu nach dem Leben gezeichnet; und was die Tragödie in dieser Richtung geschaffen hat, ist niemals übertroffen worden. Aber die Alltagserscheinung des Menschen zum Gegenstande einer porträtmäßigen Darstellung zu machen, ist nicht die Aufgabe der Tragödie gewesen, und wenn sie es versucht hat, auch diesen Zwecken zu dienen, hat sie an Größe und Würde mehr verloren, als an Wahrheit im Einzelnen gewonnen.

Eher könnte man das von der Komödie erwarten; nicht von der alten Komödie, in welcher übermüthiger Spott und genialer Wit die Schranken der Wirklichkeit durchbrach und die Dinge dieser Welt ins Reich der Phantasie versetzte. Wohl aber von der neuen Komödie, die doch das Leben und die Sitten der Gegenwart zu schildern unternahm. Ihre Vorläuferin, die sicilische Komödie, ist für uns leider verloren; nur die Bruchstücke des Epicharmus zeigen uns, daß hier zuweilen verwandte Töne angeschlagen werden. Dasselbe ist in der neuen Komödie der Fall, die wir genau kennen aus zahlreichen Resten der Originale und aus den erhaltenen römischen Nachbildungen. Auch hier werden in der That Figuren des gewöhnlichen Tageslebens gezeichnet, die Zeichnung selbst ist oft meisterhaft gelungen, und einzelne Scenen werden den Ruhm, vollendete Abbilder des Lebens zu sein, immer bewahren. Man könnte aus der neuen Komödie zuweilen vorzügliche Mimosi herauschmieden. Aber wenn wir die Gattung dieser Schauspiele als Ganzes betrachten, dann müssen wir das Gesagte bedeutend einschränken. Einmal sind die Elemente, aus denen die Handlung sich aufbaut, beschränkt. Gewöhnlich dreht es sich um eine Liebesgeschichte irgend welcher Art; der Sohn ist eine Verbindung eingegangen oder will eine Verbindung eingehen, die den Zorn der Eltern hervorruft; oft braucht er bedeutende Geldsummen, die er auf ehrlichem Wege nicht erlangen kann; so ist der Conflict gegeben. Die Lösung geschieht sehr oft durch listigen Betrug, wo dann der Sieger die Lacher auf seiner Seite hat. Der schlaue intrigante Slave muß helfen, wo die Weisheit des jungen Herrn längst zu Ende ist. Oder aber die Lösung erfolgt in der sehr beliebten Weise, daß das unworbene Mädchen als Selavin eingeführt wird und nachher als die einst geraubte Tochter eines reichen Mannes erkannt wird, wodurch sie ihrem brutalen Besitzer entrinnt und dann als gute Partie auch den Schwiegereltern genehm ist. Diese und ähnliche Conflictte wiederholen sich in mannigfaltigster

Gestaltung. Aber sie schildern das Leben doch nur von einer Seite; wüßten wir weiter nichts von dem damaligen Treiben, so wüßten wir wenig.

Ebenso verhält es sich mit den Charakteren. Die Väter oder auch die Mütter und die Söhne mit ihren Geliebten bilden den Mittelpunkt. Dazu treten die Sklaven. Mit unerschöpflicher Erfindungskraft sind die verschiedenartigsten Variationen dieser Figuren dargestellt. Man bewundert die fleißige Beobachtung, die eindringende Schärfe, mit der alle Nuancen entdeckt werden. Aber es ist eben ein enger Kreis, in dem wir uns bewegen. Wohl treten einige Lieblingsfiguren hinzu, der bramarbasirende Soldat, der ewig hungrige und darum schmeichelnde Parasit, der Kuppler, der Wechselr, einmal auch der Geizhals; aber die Fülle des Lebens ist damit nicht im Entferntesten erschöpft. Es sind im Grunde conventionelle Typen, die nur dadurch, daß sie innerhalb ihrer Grenzen endlos variiert werden, das Interesse fesseln.

Erwägen wir weiter, daß eine verschlungene Handlung, eine complicirte Intrigue zu Grunde liegt, die die Aufmerksamkeit von den Charakteren selbst ablenkt, endlich, daß die Komik ihr Recht fordert, daß, um das Lachen zu erregen, die Caricatur nicht gescheut wird, so können wir nicht leugnen, daß das Bild des Lebens, welches uns hier geboten wird, im Ganzen einseitig, im Einzelnen zuweilen verschoben ist.

Wir beantworten nunmehr die oben gestellte Frage dahin, daß das dramatische Element des Mimus von dem der Tragödie wesentlich verschieden, mit dem der Komödie nahe verwandt, aber nicht identisch ist. Daß aber die Dichter der neuen Komödie den Mimus gekannt und in ihrer Weise ausgenutzt haben, ist fast selbstverständlich.

Viel früher aber hatte die attische Prosa mit dem Mimus einen ewig denkwürdigen Bund geschlossen. Wir haben ein unverächtliches Zeugniß aus dem Alterthum, wonach kein Geringerer als Plato die hohe Bedeutung der Sophronischen Dichtung voll erkannt hätte: er soll diese Gedichte zuerst in Athen in Umlauf gesetzt haben, wo man die sicilische Localpoesie bisher kaum beachtet hatte. Er selbst verehrte und studirte sie, so daß die Legende berichtet, man habe die Gedichte oft unter seinem Kopfkissen gefunden. Insbesondere aber soll Plato für seine eigenen Gestalten die sophronische Art der Charakterzeichnung zum Muster genommen haben.

Auch Plato verfaßte Dialoge. Im Inhalte zwar waren sie weit entfernt von denen des Mimendichters: das Größte und Tiefste wird in diesen Gesprächen verhandelt. Aber die Einkleidung ist eine vollendet künstlerische. Hier waltet der Dichter und bildet Gestalten, die zum Vollkommensten gehören, was die dramatische Muse jemals geschaffen hat. Die einzelnen Personen leben und athmen; hier sehen wir Porträts nach dem Leben

gezeichnet; hier hat ein großer Maler der Natur die feinsten Züge abgelauscht. Jedes Individuum ist ein Ding für sich, das so nur einmal sein kann und nie wieder sein wird: ein ganzer Mensch, dessen Art zu denken, zu reden, zu wirken, zu genießen, dessen Erscheinung bis auf die Kleidung lebendig vor uns steht. Das sind wirkliche Menschen, wie nur wenige gottbegnadete Dichter sie zu formen vermochten.

Es ist selbstverständlich, daß Plato nicht alle die zahlreichen Personen, die er auftreten läßt, ins Feine malt; wir finden alle Abstufungen vertreten, vom vollendeten Porträt bis zur flüchtigen Skizze. Aber er hat uns Gestalten hinterlassen, die niemals verblaffen werden. Wer sein „Gastmahl“ mit empfänglichem Sinne gelesen hat, der trägt ein Bild in seiner Seele, das kein Hamlet, kein König Lear verdunkeln kann.

Plato ist noch ein Vertreter des freien Athen; aber bald nach seinem Tode brach die alte Freiheit und mit ihr das alte Griechenland zusammen. Ein neues Zeitalter bahnte sich an, welches in Staat und Gesellschaft, in Kunst und Literatur neue Wege einschlug.

Die Poesie der alexandrinischen Epoche hat eine eigenartige Physiognomie. Das klassische Griechenland hatte auf dem Gebiete der großen Kunst das Höchste geleistet. Das Epos, die Tragödie, die Lyrik des hohen Stiles ließen eine erfolgreiche Concurrenz nicht mehr hoffen. Nur die neue Komödie, deren wir oben gedachten, ragt tief in diese Periode hinein. Im Uebrigen treten neue Formen auf. Was man im Großen nicht erreichen kann, das sucht man im Kleinen zu erlangen; kleine, in sich abgeschlossene Gegenstände locken den Künstler und versprechen Erfolg.

Es ist das ein Zug, der nicht nur die Poesie, sondern — wie die Archäologen uns belehren — auch die bildende Kunst beherrscht. Alles Einzelne, was den Menschen umgiebt, wird mit Vorliebe dargestellt: die Landschaft, die Thierwelt, das Hausgeräth, die Speisen; der Malerei war das Stilleben nach holländischer Manier nicht fremd. Ebenso sucht man den Menschen in seiner alltäglichen Erscheinung zu fassen: besonders die niederen Stände, mit Vorliebe die einzelnen Berufsweige des Handwerks. Ebenso interessiert man sich jetzt für das Kind und sein Leben; Alles in Allem, das Genrebild beherrscht die Kunst. Greift man zu mythologischen Stoffen, dann werden auch diese zum Genrebild gestaltet. An die Stelle des Epos ist die poetische Erzählung getreten; die Geschichte von der Geburt des Herakles und seinem Siege über die Schlangen wird hier zu einer entzückenden Schilderung der Kinderstube; der Besuch des Herakles bei König Augias wird zu einer umständlichen Beschreibung eines reichen Gutshofes. Der Erzähler kann sich nicht genug thun in dem Bestreben, uns ein photographisch treues Bild der ganzen Situation zu bieten.

Es ist nun sicher kein Zufall, wenn gerade diese Zeit nach fast zweihundertjähriger Pause die Kunst des Sophron wieder aufleben läßt; die alten Mimoi werden wieder ans Licht gezogen; man beginnt damit, sie umzuarbeiten und ins Moderne zu übersetzen; bald aber geht man dazu über, neue originelle Werke in dieser Art zu schaffen. Nur verschmäht man die prosaische Form und kleidet die Dichtung in Verse. Von Theokrit wußten wir es längst, daß zwei seiner vorzüglichsten Dichtungen nach Sophron gearbeitet waren. Jetzt treten die Gedichte des Herondas hinzu, die selbständige Conceptionen sind, und ohne Weiteres ergibt sich, daß auch bei Theokrit noch andere Gedichte als Mimoi eigener Erfindung anzusehen sind.

Wieder, wie bei Sophron, haben wir einen Dialog von knappem Umfang. An die Stelle des Dialogs kann auch ein Monolog treten, in welchem von den wechselseitigen Beziehungen berichtet wird. Wieder haben wir scharf umrissene Zeichnung nach dem Leben. Aber verschieden ist das Versmaß, verschieden der Ton der Darstellung, verschieden die Beleuchtung von Menschen und Dingen. Theokrit wendet den Hexameter an, das würdigste, vornehmste Versmaß. Herondas schreibt in Hinkjamben, bei denen der sechste Fuß den Jambus durch einen Trochäus ersetzt. So waren einst die Spott- und Bettelgedichte der Alten Jambographen in komisch hinkendem Tacte einhergeschritten, so daß das bewußte Regiren jeglicher Würde sich im Rhythmus widerspiegelte. Wohl verlieren die Späteren das Gefühl für den Charakter des Verses und wenden ihn auf alles Mögliche an; Herondas aber ist noch ein treuer Schüler der derben Alten. Und daß das Versmaß von Bedeutung ist, sagt der Name, den die Gedichte tragen: er nannte sie *Mimiamboi*, d. h. Mimoi in Jamben. Wir dürfen vermuthen, daß in dem gewählten Namen der Gegensatz gegenüber dem nächsten Vorgänger Theokrit angedeutet wurde. Denn ein ähnlicher Unterschied wie im Versmaß waltet zwischen beiden Dichtern auch in anderen Beziehungen, ganz abgesehen davon, daß Theokrit sich überhaupt keineswegs auf den reinen Mimus beschränkt. Es gehören ja nur einige wenige seiner Gedichte hierher, und das Gesamtbild dieses Dichters ist von dem des Herondas grundverschieden. Bleiben wir aber bei den Mimen stehen, so müssen wir wenigstens einen wesentlichen Unterschied hervorheben.

Auch Theokrit schildert die Menschen, wie sie sind, aber es sind harmlose Naturen, die in ihrem kleinen Kreise dahinleben, wie ihre bescheidene Existenz es mit sich bringt. Ihre Tugenden und Fehler sind so groß und so klein, wie die der Durchschnittsmenschen. Eine gewisse Sympathie des Dichters für seine Gestalten verleugnet sich nicht; und ein gemüthvoller Humor bildet die Atmosphäre, in der sie athmen. Herondas kann ähnliche Gestalten schaffen; aber er bleibt dabei nicht stehen. Er schildert nicht nur

das harmlose Treiben, das der Markt des Lebens aufweist; unter dieser Oberfläche spielt sich gar Manches ab, was nur Wenigen erkennbar wird. Er beleuchtet auch tiefere und dunklere Abgründe der Menschennatur und bietet uns Bilder, die zum Theil Befremden und Staunen erregen. Hier wird nichts verhüllt und nichts beschönigt; die crasse Wirklichkeit wird in ungeschminkter Wahrheit vorgeführt. Wir haben Sittenbilder vor uns, die an erschreckender Natürlichkeit sich neben die Werke des modernsten Realismus stellen.

Und der Dichter meint es ernst mit der Wahrheit. Sollte er doch einmal die Schatten zu stark auftragen, gewollt hat er das nicht. Seine Absicht ist weder Caricaturen zu zeichnen, noch Satiren zu schreiben; er will weder als Spaßmacher Lachen erregen, noch als Sittenprediger bessern und befehren. Er hält der Welt seinen Spiegel vor und fixirt das Bild, wie er es geschaut hat.

Es wäre eine lockende Aufgabe, diesen hellenistischen Mimus, die Gedichte des Theokrit und Herondas, hier im Ganzen und Einzelnen genauer zu betrachten und zu vergleichen: die eminente Lebenswahrheit, die volksmäßige Sprache, der Reichthum an kernigen Ausdrücken und besonders an Sprichwörtern fesselt den Beobachter. Ich will hier nur einen Punkt hervorheben: die Fülle und Mannigfaltigkeit der Motive. Diese Dichter beschränken sich nicht auf eine Seite des Lebens, ihr Blick ruht auf dem Ganzen; allüberall greifen sie hinein ins volle Menschenleben, und so sind diese wenigen Blätter denn inhaltsreicher als manches große Werk.

Es gereicht ihnen zu hohem Ruhme, daß sie öfter die Localität anschaulich darstellen oder doch durchschimmern lassen. Es wird dadurch ein fester Hintergrund geschaffen. Den Schauplatz bilden die Städte des griechischen Ostens Kos, Rhizikos, Alexandria. Es kann geschehen, daß große Entfernungen die Freunde trennen; wenn die Frau Gevatterin zu Besuch kommt, muß sie die Klage hören, daß man sie so selten zu sehen bekommt. Sie aber kann mit Recht zur Entschuldigung anführen, daß die Freundin auch gar zu weit draußen wohne, worauf diese wohl ihrem Unmuth Ausdruck verleiht, daß der Mann seine Wohnung hier am Ende der Welt gemiethet habe. Und wie beschwerlich ist der Weg! Die Gassen sind stellenweise so schmutzig, daß man in ihnen zu versinken fürchtet. Wenigstens entschuldigt man sich so.

Befinden wir uns aber etwa in der glänzenden Capitale der hellenistischen Welt, in Alexandria, dann fühlen wir das pulsirende Leben der Großstadt. Der Hof feiert ein Fest zu Ehren des Götterjünglings Adonis. Und was ein großes Schaufest am Ptolemäerhof bedeutete, das würden wir hier erfahren, wenn wir es sonst nicht wüßten. Das Gedränge in den

Straßen ist unendlich; man wird von den Massen fast erdrückt. Und da soll noch ein stolzes Biergespann seinen Weg finden. Kommt aber am Enge gar ein Zug edler muthiger Rosse aus dem königlichen Marstall, die bei der Feier mitwirken sollen, dann ist man in der That in Gefahr, von dem sich bäumenden Hengste erschlagen zu werden. — Nähert man sich der Festhalle, dann nimmt das Gedränge noch bedeutend zu. Aengstlich fragt man den Begegnenden, ob man auch wirklich hineinzudringen Hoffnung habe. Der Eingang aber durch den Thorweg ist eine Kraftprobe bedenklichster Art. Die Freundinnen fassen einander bei der Hand und so, zur Kette geformt, drängen sie sich unter Ach und Weh hindurch, und wenn nicht ein mitleidiger Mann sich ihrer annähme, würde es ihnen nicht gelingen, wenigstens würde das kostbare Festkleid zu Fetzen zerrissen werden. Ist man aber endlich in das Heiligthum gedrungen, dann erwarten den empfänglichen Zuschauer Genüsse für Auge und Ohr, die ihn in einen Taumel des Entzückens versetzen.

Und wem verdankt man all diese Freuden? Dem großen, mächtigen, reichen, freigebigen, prachtliebenden Könige. Sein Lob erklingt in allen Tönen, nicht immer ohne Berechnung. Alles hat er ja geschaffen! Ihm verdankt man auch die öffentliche Sicherheit. Es ist nicht mehr so wie früher, wo die bösen verhassten Egyptianer Einen meuchlings überfielen und auf offener Straße beraubten.

Und von Alexandrias Ruhme sind alle Lande voll. Hier sind alle Schätze, ebenso aber auch alle Genüsse der Welt zusammengefloßen; und auch die Weisheit trinkt man hier an der Quelle: hier leben ja die berühmtesten Gelehrten, in deren genossenschaftlichem Verein alle Strahlen des griechischen Geisteslebens wie in einem Brennpunkt vereinigt scheinen. Da ist es kein Wunder, wenn auch dem von schwerem Kummer getroffenen, sonst aber rüstigen Manne der Freund als einzigen Ausweg anrath, nach Egypten zu gehen und in des großen Königs Sold zu treten.

Theokrit läßt uns in seinem schönsten Gedicht die Adonisfeier schauen. Herondas führt uns in einen Asklepiostempel und bietet uns eine Scene aus dem religiösen Treiben, die ihresgleichen sucht. Zwei Frauen betreten das Heiligthum, um für geschehene Hilfe in Krankheitsnöthen Dank und Opfer zu bringen. Sie sind nicht reich: auf ein Rind oder Schwein als Gabe müssen sie leider verzichten; aber den üblichen Hahn können sie erschwingen. Im Inneren des Tempels befindet sich eine ganze Reihe von Altären; Nebengottheiten und heilbringende Heroen haben hier ebenfalls eine Stätte. Nachdem alle einzeln angerufen und zutraulich begrüßt sind, auch der Hygieia eine Votivtafel gewidmet ist, haben sie ihrer frommen Pflicht durchaus Genüge gethan. Weiter reicht ihre Verbindlichkeit gegen die Gottheit

nicht; und nun beginnt das behaglichste Plaudern. Der ganze Tempel ist ein Museum, gefüllt mit prächtigen Kunstwerken, besonders Sculpturen, Alles Geschenke der dankbaren Verehrer. Da steht ein reizendes Mädchen und blickt hinauf nach dem Apfel; dort der Knabe mit der Gans; und dort die Porträtstatue einer bekannten Dame, wie sie leibt und lebt, und vieles, vieles Andere. Die guten Frauen mustern ein Stück nach dem anderen mit naivem Staunen und kindlicher Begeisterung. Sie machen genau dieselben Bemerkungen, die dem heutigen Museumbesucher oft genug ein schwerzuberbergendes Lächeln abnöthigen. Man muß das lesen, um die prächtige Lebendigkeit dieses weiblichen Kunstenthusiasmus zu würdigen. Von irgend welcher Heiligkeit des Ortes ist auch nicht im Entferntesten die Rede; man genirt sich in keiner Weise. Zum Schluß tritt der Tempeldiener ein und meldet mit geflüstelter Liebenswürdigkeit, daß das Opfer aufs Beste gelungen sei und der Gott es auf das Allergnädigste aufgenommen habe. Er hält ein kurzes Gebet zu Gunsten der beiden frommen Damen und ihrer ganzen werthen Familie. Dadurch sind auch diese tief befriedigt; sie hoffen bald wiederzukehren, dann aber mit Mann und Kind und noch viel reicheren Opfern. Zuletzt vertheilen sie einige fette Bissen, aber mit kluger Berechnung des praktischen Nutzens; und der Tempeldiener geht nicht leer aus.

Auch die Rechtspflege ist vertreten. Wir sind bei Herondas Zeugen einer piquanten Gerichtsverhandlung, bei der ein sehr übel berücktigter Mann den Ankläger spielt und selbst die Anklagerede hält. Der junge, reiche, übermüthige Besitzer eines im Hafen liegenden Schiffes hat ihm offenbar übel mitgespielt, sein Haus gestürmt und demolirt, ihn und die Seinen mißhandelt &c. Und jetzt steht er da vor dem Richter — und wagt noch zu lachen! Der Kläger giebt sich alle erdenkliche Mühe, einerseits für sich trotz seiner gesellschaftlichen Stellung wenigstens ein Fünkchen von Mitgefühl zu erwecken, dann aber an den Localpatriotismus der vornehmen Herren Richter zu appelliren, deren Ehre angeblich dadurch gekränkt werde, daß in ihrem Reichthum solche Gewaltthat verübt worden. Alle Nichtbürger seien ja in seiner Person bedroht; man müsse sie schützen. Im Uebrigen will er vor Allem eine Geldentschädigung haben; wenn er sein Geld bekommt, ist er zu Allem bereit. Natürlich verfehlt er nicht, in pomphaften Worten alle Götter zu Hilfe zu rufen. Es wäre von höchstem Interesse, nun auch die Gegenrede und den Richterspruch kennen zu lernen. Aber mehr hat der Dichter uns nicht geboten.

Zur Physiognomie der Gesellschaft gehört auch Handel und Wandel. Der Handwerker, der Krämer, das Treiben im Laden, die Stellung des Publicums zur Waare und zum Händler weist überall ähnliche Züge auf,

und ist doch nach Ort und Zeit verschieden. Herondas führt uns in einen stattlichen Schusterladen. Der Meister sitzt vor seiner Thüre: da naht eine Gesellschaft von Damen, um bei ihm Einkäufe zu machen. Er läßt ihnen höflich eine Bank hinstellen, und eine ganze Weile wird draußen vor der Thür verhandelt. Es erweist sich aber doch als nothwendig, die großen Borräthe fertiger Schuhe, die in dem Laden aufgestellt sind, im Ganzen zu besichtigen, und so fordert er seine Kunden auf, sich doch hineinzubemühen; und nun entspinnt sich eine Kaufscene der ergötzlichsten Art. Die Schuhe sind offenbar das Feinste, was es giebt, aber auch sehr theuer; wir hören von phantastischen Preisen. Jede Partei sucht nun ihr Interesse zu wahren und deshalb den Gegner bei guter Laune zu erhalten. Zuerst zählt der Schuster ihnen alle die Arten von köstlicher Fußbekleidung auf, die da beisammen sind: in einem Athemzuge achtzehn Namen, fünf ganze Verse füllend, ein prasselndes Schnellfeuer von Worten. Die Damen sagen, durch solche Donnerworte werde er sie in die Flucht schlagen; er möge lieber kurz und gut den Preis des einen Paares nennen. Der Händler aber will mit der Sprache noch nicht heraus; sie mögen doch selbst den Werth abschätzen, dabei murmelt er leise für sich, diesmal werde ihm der fette Bissen nicht entgehen. Endlich wird die Summe doch genannt: ca. 80 Mark. Jetzt ist es an der Käuferin, ihre Kunst zu zeigen. Sie fängt von ganz anderen Dingen an und erzählt scheinbar zufällig, daß die und die Freundin nächstens Hochzeit mache und sie sowohl, als auch die Mutter dann viel, sehr viel Geld für Schuhe ausgeben würden, es sei ja wohl möglich, daß man sich an diese Firma wende. Oder sie führt ihm schalkhaft zu Gemüthe, daß, wenn ihm das Glück zu Theil werde, einem so zierlichen Füßchen Schuhe anzupassen, er dieses doch auch in Anschlag bringen müsse. Nach dieser Einleitung fragt sie nach dem Preise eines zweiten Paares. Der gewandte Kaufmann läßt sich aber nicht irremachen; er hat noch allerlei Mittelchen in der Reserve. Der neue Schuh soll angepaßt werden; dabei erblickt er den alten und ist entsetzt, ja entrüstet über dessen ungeschlachte Derbheit. Dagegen sitzt der neue natürlich seiner Meinung nach so unvergleichlich schön, daß auch die Göttin Athene ihn nicht besser hätte machen können. Wir zweifeln nicht, daß man zuletzt handelseinig wird.

Wir hören, daß gewisse Gewerbe in strengster Heimlichkeit betrieben werden. Man sucht die hohen Steuern zu umgehen, wenigstens sagt man so; es mag aber wohl noch andere Gründe geben, das Licht des Tages zu scheuen. Die Producte werden in aller Stille ins Haus gebracht, hier bewundert und gekauft. Die Käuferin schweigt sicherlich, so daß es nicht leicht ist, die Adresse des vorzüglichen Handwerkers zu ermitteln; ohne gute Connexionen gelingt es gar nicht. Aber auch wenn man den Meister kennt,

hat es seine Schwierigkeiten, die genügende Anzahl Exemplare zu erlangen. Die glückliche Besitzerin eines Stückes erzählt der sehnsüchtigen Nachbarin, daß der Mann noch ein zweites besaß; sie hatte alle Künste daran gesetzt, es zu erlangen; sie hatte ihn gebeten, ihn gehätschelt, seinen kahlen Schädel gestreichelt, ihn mit trefflichem Wein regalirt, und — Alles umsonst.

Eine andere Reihe von Bildern gewährt uns einen Einblick in das Leben des Hauses, der Familie. Hier treten die Frauen noch mehr in den Vordergrund, als sonst. Die Männer lernen wir nur indirect kennen. Aber das Treiben der Frauen wird in reicher Abwechslung vorgeführt. Man besucht sich; die Visiten sind an der Tagesordnung. Man erweist sich kleine Dienste; man leiht sich allerlei und ist entriistet, wenn die Entleihende es ohne Erlaubniß weiter giebt. Man erzählt sich Geheimnisse, um sie im nächsten Moment auszuplaudern. Das Gespräch dreht sich um altbekannte Themata, vor Allem die Toilette; jedes einzelne Stück wird genau kritisiert: der Stoff, der Schnitt, der Preis.

Ein Lieblings thema der Frauen ist die Magd, die Sclavin. Diese unglückselige Person ist stets an Allem schuld, was geschieht und — was nicht geschieht. Es würde eine besondere Studie erfordern, um alle die Mängel aufzuzählen, über die die Hausfrau klagen zu müssen glaubt; keine Gelegenheit, keine Zeit, kein Ort, selbst der Tempel nicht, schützt die Magd vor einer Fluth von Vorwürfen und Schmähhreden. Uebrigens behandelt der Schuster seinen Sclaven nicht besser. Im Ganzen bleibt es beim keifenden Schelten und beim Drohen. Daß es sich aber gelegentlich auch um ernstere Dinge handelt, zeigt ein Gedicht des Herondas, wohl das düsterste seiner Bilder, in welchem eine ihren Lüsten und Launen schrankenlos ergebene Frau ihren Sclaven auf nichtigen Verdacht hin zu Martern verurtheilt, die ihm das Leben kosten würden. Schon ist er zu sofortiger Execution abgeführt, da gelingt es einer in Gunst stehenden Mitsclavin Begnadigung zu erflehen, die jetzt eben so launenhaft ertheilt wird, wie das Urtheil willkürlich war. Es ist ein Nachtstück, das eine Welt von Schlechtigkeit enthüllt.

Nicht freundlicher ist der Ton, in dem gelegentlich vom Gatten und Hausherrn gesprochen wird; auch hier gereizt, empfindlich, scheltend. Er gönnt seiner Gattin den Verkehr mit der Frau Base nicht; soll er eine Beforgung machen, so kauft er thöricht ein und verschleudert das schöne Geld. Bekommt er sein Frühstück nicht zu rechter Zeit, so ist er fürchterlich.

So schwätzt man fleißig fort und spricht sich den Groll vom Herzen. Sehr peinlich ist es aber, wenn man dann plötzlich bemerkt, daß das kleine Söhnchen Alles gehört hat und nun mit großen Augen die Mutter anstarrt: es hat wahrhaftig Alles verstanden, und nun muß es ihm schnell wieder ausgeredet werden.

Dagegen fehlt es auch nicht an einem Gegenstück. Ein Beispiel von Frauentreue liefert Herondas, das ihm und seinem Modell zur Ehre gereicht. Hier ist Festigkeit des Willens mit so viel Weichheit und Milde des Wesens gepaart, daß die liebenswürdige anmuthige junge Frau alle Sympathie verdient.

Eines darf aber nicht übergangen werden, die Erziehung der Kinder. Was Theokrit und Herondas hiervon berichten, ist schlimm genug. Schon gegen das kleine Kind ist die Mutter, wenn ihre Bequemlichkeit gestört wird, rauh und unfreundlich. Da sie ausgehen will, fährt sie den weinenden Knaben an und verschmählt das übelste Mittel — das Bangemachen — mit nichten; sie droht ihm mit Gespenstern und bösen Thieren. Was soll man da von der wirklichen ernstern Erziehung erwarten? Bei Herondas haben wir ein drastisches Beispiel. Bei dem gestrengen Herrn Lehrer erscheint die zornige Mutter mit ihrem mißrathenen Sohne. Sie zählt mit großer Zungenfertigkeit alle die vielen bösen Streiche auf, die er täglich begeht: lauter frappante Züge aus dem Leben wohl aller Zeiten. Der Lehrer wird ersucht, die härteste Züchtigung vorzunehmen. Das geschieht in fast grausamer Weise: der Mutter aber ist das noch nicht genug; ihrem rohen Zorne ist noch lange nicht Genüge geschehen. Ueberhaupt zeigt aber die Mutter so viel Gemüthsrohheit, ja Brutalität, daß man sehr wohl begreift, daß solch eine Erzieherin nur solche Böglinge aufweisen kann. Sie erntet, was sie gesäet hat.

So zieht das Leben einer längst vergangenen Zeit an uns vorüber, in bunten wahrheitstreuen Bildern. Ich habe nur einiges Wenige ausgewählt, und auch dieses nur in flüchtigen Strichen angedeutet. Der Reichthum dieser Dichtungen läßt sich in einer Skizze nicht entfernt erschöpfen.

So viel aber wird wohl aus dem Gesagten hervorgehen, daß der Mimus in seiner eigenthümlichen Entwicklung eine besondere und eigenartige Stellung einnimmt, neben dem Drama und zum Theil über ihm. In alter Zeit im fernen Westen entstanden, hat er auf die attische Literatur seine Wirkung nicht verfehlt, die im philosophischen Dialog und in der Komödie zum Ausdruck gelangt. In alexandrinischer Zeit erlebt er eine zweite hohe Blüthe. Und endlich hinterläßt er eine Spielart, die ihn selbst überlebt hat: die bukolische Poesie. Diese Zeit verbindet mit dem vollendeten Realismus die sentimentalste Schwärmerei für das Land und die Natur, ihre Stille, ihre Einfachheit. Aus diesem Geiste heraus, von persönlichen und gesellschaftlichen Erlebnissen angeregt, schafft Theokrit seine Schäfer und Hirten. Waren diese Gestalten einmal gegeben, dann brauchte nur die Kunstform des Mimus auf sie übertragen zu werden, und die idyllische Schäferpoesie war fertig. Es sind lediglich stilisirte Mimoi.

Beides, die echten Mimosi und die unechten bukolischen Bastarde, haben die Römer auf ihren Boden übertragen. Den bukolischen Gedichten aber wurde das seltsame Glück zu Theil, noch nach Jahrtausenden einer höfisch raffinirten Gesellschaft die Traumbilder der verlorenen Einfachheit und Unschuld vorzuspiegeln.

Die ganze Entwicklung liegt jetzt klar vor uns, dank dem neuen großen Funde. Wir aber bewundern aufs Neue die Schöpferkraft des hellenischen Geistes. In seiner Epigonzeit schafft er Gebilde, die an derber Wahrheit dem Besten zur Seite treten. Immer neue Gestaltungen entsprossen dem Mutterboden griechischer Poesie. Alle Formen der Kunst haben hier ihre individuelle Ausgestaltung erfahren. Diesem Volke war es beschieden, alle Kräfte, die der künstlerischen Menschenseele von der Gottheit verliehen sind, zu entwickeln. Alle Höhen haben sie erstiegen, alle Tiefen haben sie ermesst.

Die Summe dessen, was sie uns hinterlassen haben, soll uns ein hohes und heiliges Vermächtniß sein. Mögen wir es nie verlernen, aus diesem Urquell unseres eigenen Geisteslebens zu schöpfen; mögen wir es nie verlernen, aus den wirren Tendenzen des Tages zu fliehen in dieses Reich der reinen Formen.

Mögen aber auch Diejenigen, welche zu Hütern dieser Schätze bestellt sind, dessen eingedenk sein, daß ihren Händen der Schlüssel anvertraut ist, daß es ihr erster und vornehmster Beruf ist, ein lebendiges Verständniß für die großen und ewigen Schöpfungen des Alterthums zu erwecken und zu erhalten. Sollten sie selbst das heilige Feuer erlöschen lassen, dann dürften sie nicht klagen, wenn die Welt sich abwendete von ihnen und von dem, was sie vertraten.

Die gnädige Vorsehung aber, die bis heute die Güter hoher und edler Menschenbildung behütet hat, sie wolle sie auch ferner mit ihrer starken Hand beschirmen.

Prof. W. Hoerschelmann.





Russische Dichter und Schriftsteller in Livland.

(Fortsetzung.)

Im April 1816 ist Shukowsky wieder in Dorpat und schreibt seiner Nichte nach Dolbino: „Hier geht's ziemlich ruhig her! Es giebt keine Mißverständnisse mehr. Mit Moier bin ich in Allem einverstanden, wir sprechen oft ausführlich von unserer gemeinschaftlichen Lebensaufgabe: dem Glücke Maschas.“ Er macht eine Excursion in die malerischen Gegenden Livlands, eine Badereise nach Reval, studirt Pestalozzis Schriften und besucht die nach Pestalozzischen Grundsätzen eingerichtete Privatlehranstalt von M. Asmuß¹ in Dorpat. Er suchte für die Kinder seiner Nichte Awdotja Petrowna einen tüchtigen Hauslehrer, dachte zuerst an Weyrauch, empfahl aber schließlich C(edergreen)² mit den Worten: „C. ist ein Deutscher, folglich wird er gründlichen Unterricht ertheilen.“

Erst zu Weihnachten 1816 kehrt Shukowsky nach Petersburg zurück, ist aber im Januar 1817 schon wieder in Dorpat, um bei der Hochzeit Moiers mit Sascha am 14. Januar anwesend zu sein. In diesem für die Universität sehr kritischen Jahre 1816 hat sich Shukowsky als ein treuer

¹ A. a. 315. Asmuß, Martin, aus Lübeck, geb. 18. Sept. 1784, phil. 1807—11. 1811—14 wissenschaftlicher Lehrer an der Töchterschule, 1814—17 an der Kreischule, 1817—27 Liquidationscommissär des Dorpat'schen Landgerichts, 1827—28 wissenschaftlicher Lehrer an der Töchterschule, 1828—35 stellvertretender und 1835—44 etatmäßiger Buchhalter der Universitätsrentei in Dorpat. Collegienassessor. † 22. Juli 1844.

² A. a. 703. Cedergreen, Joh. Gotth. Christ, aus Livland, geb. 31. Jan. 1793, theol. philol. 1811—13, 1816—17, 1821—24. 1824—37 wissenschaftlicher Lehrer am Gymnasium in Reval, 1837—49 Oberlehrer am Gymnasium in Dorpat. Emeritus dasselbst. Collegienrath † zu Dorpat 16. Oct. 1872.

Freund der angefeindeten und in ihrer Existenz bedrohten Bildungsstätte bewiesen. In der juristischen Facultät waren zwei durchaus ordnungswidrige Promotionen vor sich gegangen. Die Sache, obschon von dem Conseil (Senat) schon selbst untersucht und cassirt, machte böses Blut: dem Minister der Volksaufklärung, Fürsten A. Golizyn, genügte die Bestrafung nicht, die ganze Universität sollte bestraft, vielleicht gar aufgehoben werden! Der Einfluß des Curators M. Klinger schien den Schlag nicht abwehren zu können, er legte sein Amt im December 1816 nieder. Die kaum 14 Jahre alte Universität hatte noch keinen Fürsprecher in Petersburg — da nahm sich Schukowsky ihrer an. Er schrieb seinem Freunde A. Turgenjew, welcher damals bei Golizyn auf der Höhe seines Ansehens stand (Russkij Archiv 1867, 805): „Bestraft die Schuldigen, schont aber die Universität. Sie geräth so schon in Verfall, weil die Regierung ihre Hand von ihr abzieht. Soll denn Alles bei uns vergehen, ehe es Früchte getragen? Soll Rußland denn einen Haufen von Ruinen darstellen, auf welchen Lorbeeren zwar hervorsprossen, aber gleich vertrocknen? Bedenkt Du, lieber Bruder, was aus Dorpats Universität nach einem halben Jahre wird, wenn nichts für sie geschieht? Parrot¹, einer ihrer besten Professoren, muß Schulden halber sein Haus verkaufen und irgendwo eine Lehrerstelle suchen — er soll also in einer Periode seines Lebens, wo andere ruhig die Früchte ihrer Arbeit genießen dürfen, von vorn anfangen, bei einem Privatmanne sich verdingen und für alle seine Verdienste um die Universität am Hungertuche nagen? Das preßt mir das Herz ab und läßt mich auf die mir gewährte Pension“ (soeben hatte Kaiser Alexander dem jungen Dichter eine lebenslängliche Pension von 4000 Rbl. verliehen) „mit scheelen Augen sehen: ich, ein junger Mensch, ohne Familie, bin auf mein ganzes Leben sicher gestellt worden — und wofür? Dafür, daß ich mich damit amüsirt habe, Verse zu schreiben. Und was fällt ihm, dem Familienvater, der sein ganzes Leben hindurch sich abgemüht hat, an ganz anderen, wichtigeren Dingen zu arbeiten, als ich — was fällt ihm als Belohnung zu? Dieselbe Armuth, mit welcher er seine Laufbahn begonnen hat! Armuth im Alter, also hoffnungslos! Bedenkt doch: Professoren mit Bettelstäben entlassen! Schützet doch des Kaisers Ehre vor ganz Europa — Europa wird über ihn in einer Sprache herfallen, die ihm sehr unangenehm wäre — und Europa hätte Recht!“ Und in einem zweiten Briefe an denselben: „Klage die schuldigen Professoren der Universität an, nenne sie, wie Du willst; das Anathema darf aber doch nicht die ganze Universität treffen.

¹ Parrot, Georg Friedrich, der einstige Bögling (1782—86) und Schulfreund Cuviers auf der hohen Karlschule. S. meinen Aufsatz: „Balten, Russen und Polen in der Karlschule“ in der „Nord. Rundschau“ 1884, II. Bd., 3. Heft, und in dem Jahresbericht der Felliner literarischen Gesellschaft, 1884, S. 21.

Es giebt hier vortreffliche Männer. Obenan steht für mich, sogar meinem Herzen nah, Parrot, mit seinem klaren Verstande und seiner edlen Gesinnung. Dann nenne ich Dir noch Ewers — nicht den alten, der ist für mich ein Heiliger — nein, den jungen, welchem Schlözer mit seinen stumpfen Krallen die Augen austragen wollte¹; er ist ein rechtlicher, bravgesinnter Mann, der seiner Stellung keine Schande machen wird. Von Moier will ich schon gar nicht reden, er steht mir so nahe — aber da sind noch viele Andere. Die Universität als solche muß Euch heilig und unantastbar sein — warum sie vernichten? Antworte mir umgehend.“

Am 14. Januar 1817 wurde Fürst Lieven, der Vertraute Kaiser Alexanders, zum Curator der Universität Dorpat ernannt und damit war die Krisis gelöst, denn für Lieven „war es eine Ehren-, ja eine Herzenssache, Dorpat zu beschützen“. Shukowsky aber besuchte fleißig Ewers' Vorlesungen über russische und allgemeine Geschichte, dichtete den „Wadin“ zu Ende und gab sich ganz den literarisch-künstlerischen Strebungen der ihm lieb gewordenen Kreise hin. Da wurde er zum Lehrer der russischen Sprache bei der Großfürstin Alexandra Feodorowna, Gemahlin des Großfürsten Nikolai Pawlowitsch, ernannt, und gehörte von nun an ganz der großfürstlichen, später kaiserlichen Familie an, deren Thronfolger Alexander II. zu erziehen ihm später vergönnt war. Im Januar 1818 verließ er Dorpat zum Jubel seiner Freunde, daß er endlich in sein Vaterland zurückkehre, vom Deutschtum losgerissen.

Meint ja doch auch Polewoi S. 469: „In Dorpat, mitten unter deutschen Professoren lebend und sich ausschließlich in deutsche Poesie vertiefend, fing Shukowsky sogar an einen gewissen Reiz in dem enggeschlossenen Leben eines kleinen deutschen Universitätsstädtchens zu finden, so daß seine Freunde häufig ohne Erfolg ihn aus Dorpat nach Petersburg zu locken suchten, indem sie ihm seine Zukunft und seine Carrière vorhielten,“ und 474: „Von dem Dörpftchen Leben hingerissen, mehr und mehr in den engen Rahmen des Lebens in einem kleinen deutschen Städtchen verstrickt, fühlte sich Shukowsky auch immer mehr verknüpft mit jenen engen, begrenzten, kleinlichen Idealen, denen sich die Poesie eben nur in Centren wie Dorpat hingeben kann.“ Von nun an besucht Shukowsky sein geliebtes Dorpat nur noch selten und zu kurzem Aufenthalt. Zum Abschiede übersetzte er Goethes „Trost in Thränen“, wozu Wehrauch die Musik componirte.

Im September 1820 fuhr er über Dorpat und Riga nach Berlin. Im Jahre 1822 zog Wojeikow mit Sascha nach Petersburg, und Letztere

¹ Schlözer, Professor und Akademiker in Petersburg 1761—67, † 1809, lag mit Ewers wegen dessen historischer Hypothese über die Abkunft Ruriks in heftiger wissenschaftlicher Fehde. S. Anders, S. 220.

eröffnete einen von den gebildeten und schöngeistigen Kreisen der Residenz viel besuchten und bewunderten Salon in Schukowskys Wohnung am Newski, gegenüber dem Anitschkow-Palais.

Im October 1822 begleitete Schukowsky Frau Protassow nach Dorpat zurück und genoß dort wieder eine poesievolle Zeit. Er schreibt nach Dolbino an seine Nichte: „Du wolltest Deinen Sohn in Petersburg studiren lassen — nein, schicke ihn nach Dorpat. Dort wird er Liebe zur Arbeit bekommen, da sind viele russische Studirende und vor Allem: da sind Moier und Mascha.“ Seine Nichte Sascha lebte mit ihrem Manne in Unfrieden, und Schukowsky drang vergeblich auf Scheidung oder wenigstens Trennung. Ende Februar 1823 begleitete Schukowsky seine Nichte mit ihren Kindern nach Dorpat und verlebte dort wieder ein paar köstliche Wochen, nicht ahnend, daß es das letzte Mal sei, wo er sich des Beisammenseins mit der angebeteten Nichte Marie erfreuen sollte. Denn kaum nach Petersburg zurückgekehrt, erhielt er die Schreckensnachricht von ihrem am 17. März erfolgten Tode. Tief erschüttert fuhr er sofort nach Dorpat zurück, um ihrer Beerdigung beizuwohnen. „Mascha ist mir nun ein himmlisches, der irdischen Bande entrücktes Wesen . . . sie ist mir gegenwärtig wie vordem, der Gedanke an sie . . . wird mir Religion . . . uns Allen ist Mariens kleine Tochter Katja ein Trost. Du, treue Freundin, kannst ihr künftig erzählen, welch ein Engel ihre Mutter war,“ schreibt er von Dorpat aus am 28. März an seine Vertraute Awdotja Petrowna in Dolbino.

Maschas Grab auf dem Kirchhofe in Dorpat wurde für ihn ein Wallfahrtsort, den er, so oft es ihm möglich war, aufsuchte. Wenn er von Petersburg nach Dorpat fuhr, so begrüßte er zuerst, von der Poststraße rechts abbiegend, die Ruhestätte der theuren Dahingeschiedenen, wenn er nach Petersburg zurückfuhr, machte er hier seinen Abschiedsbesuch.

Wie oft hat er nicht in den 17 Jahren, ehe er Rußland verließ, diese Stätte des Friedens besucht! Wie zog es ihn in seinen spätesten Lebensjahren hierher zurück! Hier wollte er sein Leben beschließen, hier auch seine Ruhestätte aufschlagen — aber es kam anders, als er wünschte.

Im Sommer 1824 brachte er seinen geisteskranken Freund, den unglücklichen Dichter

Konstantin Nikolajewitsch Batjuschkow,

nach Dorpat, um ihn hier ärztlich behandeln zu lassen. Man rieth ihm aber, den Kranken nach Sonnenstein bei Dresden zu schicken. Schukowsky besorgte ihm eine ärztliche Begleitung dahin¹. „Am Tage, da Batjuschkow

¹ Batjuschkow (1787—1855) ein großes, dichterisches Talent und einer der vorzüglichsten Uebersetzer, welche die in diesem Gebiete so reiche russische Literatur aufzuweisen hat. Seine dichterische Thätigkeit in freundlichem Wettbewerb mit Schukowsky,

nach Süden fuhr, reiste ich nach Norden, nach Petersburg, und hielt beim Grabe Mariens, wie immer, an; da ergoß sich Friede und Trost in meine Seele."

Die nächsten Jahre war Schukowsky durch seine Stellung an das Kaiserhaus gebunden und kam selten nach Dorpat. Im April des Jahres 1829 besuchte er auf der Hin- und Rückreise bei Gelegenheit der Krönung in Warschau sein liebes Dorpat. In demselben Jahre hatte er seine Nichte Sascha verloren, die Seidlitz im Kirchhof zu Livorno auf seinen Wunsch mit eben solch einem Kreuz und eben der Inschrift bettete, wie sie Schukowsky sechs Jahre vorher auf das Grab der abgesehenen Schwester Marie in Dorpat gesetzt hatte. Drei Kinder brachte Seidlitz zur Großmutter Protassow in das Moiersche Haus nach Dorpat. Der Sohn Andrei war auf Schukowskys Verlangen in Genf in einer Erziehungsanstalt geblieben: „Es ist das Beste, daß er dem Einflusse seines Vaters entzogen werde. Er soll fünf Jahre in Genf bleiben, dann in Dorpat studiren und auf eine deutsche Universität geschickt werden. Das ist schon meine Sache, die Hauptsache bleibt, ihn vor dem Vater zu retten."

„Du (Seidlitz) hast erfüllt, was Du der Schwester einst versprochen. Am Grabe der Dahingeshiedenen seid Ihr Euch begegnet: sie stand unsichtbar aus jener Welt da zum Willkommensgruße — Du beim Austritt aus dieser Welt zum Abschiede. Auf Alexandrinens Grab „werden Rosen blühen“, welche Du gepflanzt hast. Deine Gegenwart an ihrem Sterbebette hat ihr in der letzten Stunde Trost bringen können und hat auch uns getröstet. — Die Mutter weiß noch nichts; morgen fahre ich nach Dorpat und bleibe einige Wochen dort. Das Schicksal der Kinder ist geordnet."

„Die beiden ältesten Kinder,“ schreibt er an einer anderen Stelle, „sind jetzt hier, die Kaiserin läßt sie im Katharinenstift erziehen. Einstweilen sind sie in Zarskoje Selo bei der Gräfin Tolstoi. Die kleine Mascha, ein heiteres, liebliches, zuthätiges Kind, wird vorerst bei der Großmutter

dem er sich aber unterordnete (z. B. Brief vom 14 November 1814: „Du schreibst Balladen? Sonderling! Ueberlaß diese Kleinigkeiten uns und mache Dich an etwas Größeres!) dauerte leider nur von 1805—20. Schön sagt der „russische Lessing“ Bieslinsky (Werke, Moskau 1874. VIII, 153) über die Weiden: „Der Name Batjuskows ist mit dem Schukowskys verbunden, gemeinschaftlich wirkten sie in den besten Jahren ihres Lebens; sie trennte das Geschick, aber ihre Namen kommen, ich weiß nicht wie, dem Kritiker und Literaturhistoriker immer zusammen in die Feder. Batjuskow hat eine hervorragende Stellung in der russischen Literatur, und zwar gleich nach Schukowsky."

¹ Das Lied „Wenn die Rosen blühen, hoffe, liebes Herz; still und kühl verglühen wird der heiße Schmerz“, von Schukowsky gedichtet, von Weyrauch in Musik gesetzt, war ein Lieblingslied der Verstorbenen gewesen.

bleiben. Im April habe ich sie in Dorpat gesehen. Dort ist's mir, als befände ich mich in einer Wüste! Nur die liebe Stimme von Mariens Katja belebt sie von Zeit zu Zeit. Die beiden Mädchen sind wie Blumen, welche ihre Mütter uns aus der Erde wachsen lassen. Aber wo sind ihre Mütter? Sie ruhen in Gräbern, welche ihrem Leben gleichen: das eine Grab, von bescheidenen Blumen umgeben, in tiefer Stille an der Landstraße, von der untergehenden Sonne hellgolden beleuchtet; das andere unter dem heiteren Himmel Italiens, von duftenden Drangen beschattet."

„Die letzten Augenblicke des scheidenden Jahres 1830 habe ich zwischen zwei Gräbern zugebracht.“

Erst im Sommer 1836 verbrachte Schufowsky wieder eine glückliche Zeit auf dem Gute Ellistfer bei Dorpat mit seiner Schwester Protassow und deren Großtöchtern. Er pflegte hier, im großen Saale des Hauses auf- und abgehend, Morgens seinen Großnichten, den beiden Woiwods, die Verse seiner „Undine“ zu dictiren, „und das ging ganz prächtig“. Das Leben hier im Sommer im Schoße seiner Familie gefiel ihm dermaßen, daß er in der Nähe Dorpats ein Gut (Meyershof) kaufte, um künftig mit den Seinigen hier sein Leben zu beschließen. Als er sich im August 1840 mit der Tochter seines Freundes, des Malers Reutern, in Düsseldorf verlobte, gedachte er sich auf dieses Gut zurückzuziehen und ließ schon von einem Architekten einen Plan zum Ausbau und zur Vergrößerung des Wohnhauses anfertigen — aber es kam anders.

Im April 1841 verkaufte er Meyershof an Seidlitz und kam im Mai selbst nach Dorpat, um den Sohn seiner verstorbenen Nichte Sascha Woiwod in der Pension des W. Asmuß zu besuchen und nach Petersburg zu bringen. Da machte er noch einen letzten Abschiedsbesuch an Maschas Grabe — und hatte mit der Vergangenheit abgeschlossen. Mit wundem Herzen verließ er Rußland, nach dem er sich später wie nach dem gelobten Lande sehnte und das er nicht mehr sehen sollte.

In der letzten durch Kränklichkeit, häusliche Verhältnisse, Seelenkämpfe u. s. w. verbitterten Lebensperiode während seines Aufenthaltes in Deutschland (Düsseldorf, Frankfurt, Schweiz, Baden-Baden) hing Schufowsky mit rührender Treue an dem sehnsüchtigen Verlangen, in Rußland und zwar in Dorpat seine Tage zu beschließen. So schrieb er noch im zweiten Jahre vor seinem Tode am 12. Juli 1850 an Seidlitz aus Baden-Baden: „Mich freut der Gedanke, daß Du Dich in Dorpat niedergelassen hast. Dort werden wir wieder an dem Punkte zusammentreffen, wo Deine Lebens-thätigkeit begonnen hat und wo die zweite Hälfte meines Lebens anfing. . . . Für mich wird die Thätigkeit, welche ich der Erziehung meiner Kinder weihe (Gott schenke mir nur noch einige Jahre Leben), zur höchsten Lebensfreude.“

Und so wollen wir denn, Freund, zusammenleben und uns an dem aufblühenden Leben unserer Kinder an demselben Orte erfreuen, wo wir selber aufgeblüht sind, über Vieles uns gefreut, über Manches auch bekümmert haben.

Und von den Lieben allen, welche uns're Welt
Durch ihre Gegenwart so freundlich ernst geschmückt —
Sprich traurig nicht: sie sind nicht mehr!

Nein! sprich mit Dank: sie waren unser.

„Also das steht fest: im Frühlinge 1851 sehen wir uns wieder.“

Doch im Frühjahr 1851 verordnete der Arzt ein Seebad in Ostende. „Mein heutiger Ostergruß ist vielleicht der letzte aus dem Auslande. Flehet mit mir zu Gott, daß er mich endlich in mein Vaterland zurückführe — das ist mein Morgen- und Abendgebet. Erst Ende Juli können wir Baden verlassen, dann meinethwegen auf einen Monat nach Ostende, dann aber unabänderlich nach Rußland! Unabänderlich? wie oft schon ist dieses Wort Täuschung gewesen, streichen wir es auch dieses Mal aus und sagen wir: wenn es Gottes Wille ist.“

Er hatte solche Hast, nach Hause zu reisen, daß er die Seebäder in Ostende aufgab und nach Dorpat eilen wollte, wo er eine Wohnung zu miethen befohl.

Da wurde er von einer Augenentzündung befallen, welche ihn zehn Monate lang ans finstere Zimmer fesselte. Noch eifriger als zuvor beschäftigte sich der halbblinde Dichter mit Vorbereitungen zur Uebersiedelung nach Dorpat. Er ließ von seinen in Petersburg verwahrten Sachen große Kisten voll Bücher, Gemälde, Geräthe nach Dorpat transportiren, dazu Möbel bestellen. „Wenn meine Sachen unter Deinem gastfreundlichen Dache Schutz und Verbleib finden,“ schrieb er an Seidlitz im November 1851, „so ist's ein Zeichen, daß mein Wanderleben endlich eine Endschafft erreiche. In Dorpat beginnt dann meine letzte Lebensperiode, welche wahrscheinlich mit der letzten Deines Lebens zusammenfällt. Wir Beide traten die Wanderung durchs Leben aus Dorpat an — und kehren nach großen Umwegen zu diesem Ausgangspunkte zurück, um bis ans Ende dort zu bleiben. Dort ist uns ja ein Plätzchen für unsere letzte ewige Ruhe aufbewahrt, auf dem Kirchhofe, links von der großen Poststraße, die von Dorpat nach Petersburg führt.“

Doch — am 12./24. April 1852 hörte das edle Dichterherz, fern von seinem Vaterlande und von brennender Sehnsucht nach demselben verzehrt, auf zu schlagen. —

Die kulturhistorische Bedeutung Schukowskys als Vermittler zwischen deutscher und russischer Kultur hat Bjelinsky kurz und treffend charakterisirt (VIII, 253): „Ihm danken wir es, daß die deutsche Dichtung bei uns heimisch

ist und daß wir sie ohne die Mühe genießen, welche sonst durch eine fremde Nationalität bedingt wird. Schon in der Kindheit lernen wir durch Schukowsky Schiller verstehen und lieben, wie einen eigenen Nationaldichter, der zu uns mit russischen Lauten, in russischer Rede spricht.“

Weniger angenehme Erinnerungen an Dorpat und weniger feste Herzensbände, als Schukowsky, verknüpfen den talentvollen, aber verkommenen

Nikolai Michailowitsch Jasykow¹,

den „edeln Dichter“, wie er in den 14,000 Immatriculirten S. 119 heißt, den „genialen Trunkenbold, den Trunkenheitspoeten“, wie ihn Reinholdt S. 779 und 578 nennt, mit der Musenstadt am Embach, wo er fünf Jahre „Studirens halber“ sich aufhielt und durch Unmäßigkeit zu Grunde richtete. Doch lassen wir über Jasykow und seine Erlebnisse in Dorpat den russischen Literaturhistoriker Polevoi S. 530 sprechen:

„Wahrscheinlich auf den Rath des uns schon bekannten A. F. Wojeikow (des Verwandten von Schukowsky) entschloß sich der junge Jasykow, trotz seiner rein-russischen Neigungen, gerade die Dörptsche Universität zu besuchen, und mit Empfehlungsbriefen Wojeikows versehen, eilte er nach Dorpat und fing mit Beginn des Studienjahres 1822 (soll heißen 1823) an, die Vorlesungen an der dortigen Universität zu besuchen.

Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß der Aufenthalt in Dorpat sehr schädlich auf den jungen russischen Dichter wirkte. Seine sehr large Natur fand allzu großen Spielraum in dem kleinen Städtchen, in welchem die Studentenschaft die Hauptrolle spielte und in den Aeußerungen ihres jugendlichen Muthwillens und Ungezügels durch keine Vorschriften, Anstandsregeln und Gebote des geselligen Lebens beschränkt war. Die Ungebundenheit und Freiheit, die lärmenden und ungezügelten Gelage, die witzigen und witzlosen Streiche der studirenden Jugend, welche vielleicht auf einen Anderen auch gut hätten einwirken können — damals und noch jetzt eine unumgängliche Entwicklungsstufe für den ernsthaften Deutschen vor seinem schließlichen Eintritt in das trocken-geschäftsmäßige, pünktlich genaue Leben (Philistertum) — alles Dieses hat im Gegentheil auf Jasykow entschieden schädlich gewirkt, ja, man kann sagen — ihn zu Grunde gerichtet. Die ganze Einförmigkeit und Ereignißlosigkeit des Lebens dieses talentvollen Dichters läßt sich, dank seines Dorpater Aufenthaltes, leicht in zwei Perioden theilen: eine kurze, stürmisch und liederlich verbrachte und zugleich an Ein-

¹ A. a. 1767. Jasykow, Nif., aus Simbirsk, phil. 23—27. Dichter, Gutsbesitzer im Gouv. Simbirsk; lebte in Moskau. † zu Moskau 26. Dec. 1846.

drücken sehr arme Jugend, und in ein ziemlich langes, frühzeitiges Alter, mit all seinen Beschwerden, Krankheiten, Leiden, Curreisen und erfolglosen Bemühungen zur Heilung seiner Jugendsünden. Das Resultat des fünfjährigen Aufenthaltes Jashkows in Dorpat war, daß er sich nicht zügelte, von den Ausschreitungen und der lärmenden Bummelerei des Studententhums nicht losreißen konnte und endlich jeder Hoffnung entsagen mußte, ein Examen zu bestehen und ein Diplom zu erhalten. So verließ Jashkow 1827, da er schon einen sehr geachteten Namen als originaler und talentvoller Dichter besaß, Dorpat als Student ohne Diplom.“ Der einzige Lichtblick in dieser „Burschenzeit“, welcher in Jashkows Geist einen hellen Glanz auf sein ganzes übriges Leben warf, war der Sommer 1826, den er in Trigorfskoje (Gouv. Pleskau) in beinahe täglichem, vertrautem Umgange mit Puschkina verbrachte, der damals schon auf der Höhe seines Dichterruhmes stand und in dem benachbarten Stammgut Michailowfskoje als Verbannter in regem Verkehr mit der Familie der verwittweten Gutsbesitzerin Ossipow und deren Sohn aus erster Ehe Wulf¹, dem Freunde Jashkows, lebte. Jashkow schreibt darüber im Februar 1827 an Wulf: „Ich habe mein Gewissen genau befragt und finde in meinem ganzen Leben nichts in moralischer und physischer Schönheit Aehnliches, nichts Lieberes, das so verdiente mit goldenen Buchstaben auf der Tafel meines Herzens zu glänzen, als den Sommer des Jahres 1826.“ Diese Freundschaft mit Puschkina dauerte nicht nur bis zu dessen allzu frühem Tode, sondern diente Jashkow auch als Quell reinsten poetischer Begeisterung für eine ganze Reihe von herrlichen Schöpfungen, in welchen der Dichterbund und die Beziehungen zwischen Trigorfskoje und Michailowfskoje einen würdigen Nachhall fanden.

Ganz merkwürdig paßt, Wort für Wort, auf Jashkow die bekannte Charakteristik des unglücklichen Chr. Günther durch Goethe (Wahrheit und Dichtung, I. Theil, VII. Buch): „Er darf ein Poet im vollen Sinne des Wortes genannt werden. Ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhytmisch bequem, geistreich, witzig, dabei vielfach unterrichtet — genug, er besaß Alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen, wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durchs Gefühl zu erhöhen . . . das Rohe und Wilde gehört mehr seiner Zeit an, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter oder, wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“

¹ A. a. 1720. Wulf, Alexius, aus Pleskau, geb. 17. Dec. 1805, Mil. Wiss. 22—25, grad. stud., Cavallerie-Oberst a. D. † 1851.

Wie vor 100 Jahren die wittenberger Bursche Günthers: „Das Haupt bekränzt, das Glas gefüllt“ oder „Brüder, laßt uns lustig sein“ in vollem Chorus sangen, so erklang in Dorpat auf den Straßen und in den Stuben aus den Kehlen der Bursfak, der Professor-Studenten, Jashkows Hymnus „auf die Studentenbraut Filomafijks“¹.

Ueber Jashkow schreibt Anders S. 233 f.: „Durch einen unserer Pensionäre, meinen sehr nahen Freund Studiosus Tatarinow², lernte ich den damals in Dorpat lebenden Dichter Jashkow, meinen Coetanen, kennen und trat mit ihm in recht warme freundschaftliche Beziehung. Er war ein mittelgroßer, starkbelebter junger Mann, der zu Hause beständig im Schlafrock und Pantoffeln lebte. Sonst freisinnig, beobachtete er doch streng alle vaterländischen Sitten. Vom Weine animirt, wußte er glänzende Verse zu improvisiren. Die deutsche Literatur liebte er. Ich habe manche seiner Gedichte ganz zu seiner Zufriedenheit metrisch übersezt. Aus Moskau hat er mir später die zwei Bände seiner Dichtungen, mit schriftlicher Einzeichnung seines Namens, freundlichst übersandt.“ Dabei schalten wir ein, daß Anders auch Schukowskys „An den Greis Evers“ metrisch ins Deutsche übersezt und von Evers sein Schenkexemplar der Schukowskyschen Gedichte in zwei Bänden nach dessen Tode erhalten hat, das ihm unendlich werth war.

Jashkow bildet gewissermaßen den Uebergang zu einer denkwürdigen Epoche, die ich — doch absit invidia verbo — Alles in ein Wort zusammenfassend am liebsten Pirogowschtschina nennen möchte, weil

Nikolai Iwanowitsch Pirogow³,

„der größte Chirurg, der aus den 14,000 Immatriculirten Dorpats und

¹ A. a. 2574. Filomafijks, Alexei, aus Jaroslaw, geb. 1805, (als Arzt) med. 1828—33, Dr. med. Setzte 1833—35 seine Studien in Deutschland fort, 1835 bis 1837 außerordentlicher und 1837—49 ordentlicher Professor der Physiologie und allgemeinen Pathologie an der Universität zu Moskau. Staatsrath. † 22. Jan. 1849.

² A. a. 2197. Tatarinow, Alex., aus Simbirsk, geb. 20. Jan. 1809, cam. 26—29, grad. stud., Gutsbesitzer im Gouv. Simbirsk, war auch Mitglied des localen Comités in Bauernangelegenheiten und des allgemeinen Redactionscomités in Petersburg; früher Sectionschef im Apanagendepartement. Hofrath. † um 1862.

³ A. a. 2544. Pirogow, Nik., aus Moskau, geb. 13. Nov. 1808, (als Arzt) med. 1828—33, Dr. med.; erhielt 1829 die goldene Preismedaille. Setzte 1833—35 seine Studien in Deutschland fort. 1836—37 außerordentlicher, 1837—41 ordentlicher Professor der Chirurgie an der Universität Dorpat, unternahm 1838 eine wissenschaftliche Reise nach Paris, im Jahre 1841 zur medico-chirurgischen Akademie in Petersburg übergeführt, 1841—57 Professor der Hospitalchirurgie daselbst, 1847 in den Lazarethen am Kaukasus, 1848 auf Cholera-Studien, 1854—56 Chef der gesammten Medicinalverwaltung auf dem Kriegsschauplatz, 1857—61 Curator des Odessaer und bald darauf des Kiewer Lehrbezirks, seit 1861 Mitglied des Conjeils des Ministeriums

aus Rußland überhaupt hervorgegangen ist“, nicht nur der hauptsächlichste und glänzendste Vertreter dieser Periode ist, sondern weil er auch in den 50 Jahre später, 1879—81, geschriebenen Memoiren seine Erlebnisse in Dorpat als Student und Professor in dem geradezu klassischen „Tagebuch eines Arztes“ (I. Band seiner Werke, Petersb. 1887) niedergelegt hat. Dieses Buch schildert in fesselnder, geistreicher Weise, dabei in hochelegantem Russisch, in seiner gereiften Weltanschauung und der ruhigen Vornehmheit der Darstellung oft an Goethes Dichtung und Wahrheit gemahnend, das Leben und Treiben in der guten, alten, harmlosen Dörptschen Zeit so anschaulich und plastisch, daß es meinem Dafürhalten nach allen übrigen mir bekannten Schilderungen bei Weitem vorzuziehen ist. Ein jeder Sohn der alma mater Dorpatensis sollte dieses Schatzkästlein akademischer Chronik mit ihren ernsthaften und lustigen Geschichten, Anekdoten, Witzgen lesen; er wird darin einen hochgebildeten Geist finden, der die fremden, ihm oft unsympathischen Verhältnisse zwar unter dem russischen Gesichtswinkel, aber vom Standpunkte eines humanen, gerechten, europäisch gebildeten Mannes auffaßt und beurtheilt und bei aller Wahrung des russischen Nationalitätsbewußtseins und aller Schärfe des Blickes für menschliche Gebrechen und Schwächen doch mit der edlen Ruhe eines auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Mannes Licht und Schatten richtig vertheilt. Diese Memoiren sind für uns um so werthvoller, weil sie unmittelbar an die Schukowskyschen Zeit- und Personenverhältnisse anknüpfen, denn Pirogow ist fünf Jahre lang vertrauter Hausfreund und ständiger Tischgenosse im Woierschen Hause gewesen, war der erklärte Schützling der Frau Protassow und wäre sogar beinahe der Mann von Maschas Tochter Katja geworden.

Dieses Tagebuch ist in unseren Tagen auf hübsche Weise durch die „Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders¹ 1810—40“ von L. v. Schröder in Heft 1—5 des laufenden Jahrganges 1892 der „Vall. Monatschrift“ (citirt unter Anders S.) ergänzt, bestätigt und beleuchtet worden. Es ist geradezu erhebend und rührend, wie die beiden ehrwürdigen Greise und

der Volksaufklärung, 1862 behufs Beaufsichtigung der Professor-Studenten ins Ausland delegirt, lebte seit 1866 auf seinem Gute Wischnja beim Kirchdorf Winniza in Podolien, 1870 in den Hospitälern im deutsch-französischen Kriege, 1877—78 Chef der Hospitälern auf dem Donau-Kriegsschauplatz; seit 1847 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Ehrenmitglied der Universität Dorpat und anderer Hochschulen. Geheimrath. † zu Wischnja 23. Nov. 1881.

¹ A. a. 1775. Anders, Emil Alex. Lorenz, aus Livland, geb. 18. Mai 1806, jur. 1823—29, cand. 1845, 1826—35 Bibliothekergehilfe, 1835—60 Secretär, 1860—71 Bibliothekar der Universitätsbibliothek zu Dorpat, 1871 pensionirt, lebte bis 1876 in Dorpat, hierauf in Petersburg. Staatsrath. † zu Petersburg 13. April 1887.

Leuchten der Wissenschaft, 50 Jahre, nachdem sie gleichzeitig, der eine als echtes Dörpftches Stadtkind, der andere als nicht minder echter Moskwitsch, in dem ewig jungen Embach=Athen Zöglinge der alma mater gewesen, gleichzeitig, von einander unabhängig, ja nichts von einander ahnend, sich in den reichen Schatz ihrer Erinnerungen vertiefen und dankbar gedenkend der goldenen Jugend die alte, liebe Zeit wieder aus der Lethé der Vergangenheit heraufbeschwören. Es ist ein schöner Beweis für die unverfiegliche Zugkraft des theuren Musensitzes, die auch auf Schufowsths edles Herz mächtig gewirkt hat und, so hoffen wir, auch fort und fort mächtig wirken wird in den 15,000 und mehr Immatriculirten! — —

Doch gehen wir zu Pirogows Schilderungen über, die ich in verkürzter Form oder, wo es angebracht schien, in voller Ausführlichkeit, stellenweise durch Anders ergänzt, in wortgetreuer Uebersetzung aus dem Originale wiedergebe.

„Die Idee der „Professor=Studenten“ ging 1827 von dem Akademiker (früheren Dörpftchen Professor) Parrot (s. oben unter Schufowsths) aus. Dieser war in Dorpat und Petersburg Zeuge der aufgeregten, außergewöhnlichen Ereignisse gewesen, welche am Ende der Regierung Alexanders I. unter den Ministern Golizyn und Schischkow und Curatoren wie Magnitzky unsere Universitäten betroffen hatten und da er durch bekannte ausländische Professoren der Universitäten zu Kasan zc. von dem jämmerlichen Zustande der Wissenschaft auf unseren Universitäten unterrichtet war, benutzte er seine Vertrauensstellung und die Absichten des neuen Kaisers dazu, das ganze Lehrfach im Reiche zu organisiren. Dem neuen Kaiser¹ war wohlbekannt, daß Parrot die besondere Gunst und das Vertrauen Alexanders I. genossen und jeder Zeit zu ihm freien Zutritt gehabt hatte.

Parrot, ein geborener Elsässer (er stammte eigentlich aus Mömpelgard=Montpellier, das damals eine württembergische Enclave war) und Schulfreund des berühmten Cuvier, war lange Professor der Physik an der Universität zu Dorpat gewesen, und wahrscheinlich sehr froh über die Ernennung des Fürsten Lieven, des früheren Dörpftchen Curators, zum Minister der Volksaufklärung an Schischkows Stelle unmittelbar beim Beginn der Regierung Nikolais.

Diese Ernennung hat nach meiner Ansicht das Zustandekommen des Parrotschen Projects sehr gefördert, dessen wesentlichstes Ziel war, junge Russen, die ihren Cursum auf verschiedenen Universitäten beendigt hatten, auf der Dorpater Universität zu weiteren wissenschaftlichen Studien im Auslande vorzubereiten.

¹ Daß der Kaiser Nikolai Parrot ebenso zugethan war, zeigt sein schöner Befehl an Kleinmichel bei dem Streite über die Errichtung des Observatoriums — ob in Dranienbaum oder Pulkowa — „Только не трогать старика!“ Anders S. 232.

Die Dorpater Universität hatte in jener Zeit, nach der skandalösen Katastrophe der Doctorpromotion einiger dunkeln Ehrenmänner, eine noch nie dagewesene wissenschaftliche Höhe und zwar gerade unter dem Curator Lieven erreicht, während die anderen russischen Universitäten von Tag zu Tag tiefer und tiefer sanken, dank dem Obscurantismus und der Zurückgebliebenheit verschiedener Curatore.

Die Zahl der Russen, welche zur Vorbereitung auf zwei oder drei Jahre von unseren Universitäten auf die Dörptsche geschickt wurden, wurde auf zwanzig festgesetzt.

Nach zweijährigem Aufenthalte in Dorpat sollten sie auf weitere zwei Jahre auf ausländische Universitäten geschickt werden und darauf eine bestimmte Anzahl von Jahren als Professoren im Ressort des Ministeriums der Volksaufklärung dienen. Als Gage in Dorpat waren 1200 Rbl. Assignaten (etwas über 300 Rbl. S.) jährlich bestimmt außer den Reisekosten, die besonders berechnet wurden. Die jungen Leute von den verschiedenen Universitäten sollten sich in Petersburg versammeln und dort ein vorläufiges Examen in der Akademie der Wissenschaften bestehen.

Ich war eben zum Arzterexamen vorgegangen. Es war sehr leicht, sogar leichter als das gewöhnliche, äußerst oberflächliche, vielleicht weil meine Ernennung zum Candidaten des Professoreninstituts als Aequivalent der Arztprüfung gerechnet wurde.

Was brachte ich nach Dorpat mit?

Einen sehr geringfügigen Vorrath von Kenntnissen, die außerdem ihr Dasein nicht der Anschauung, dem Experiment und der Beobachtung verdankten, sondern in Büchern und Heften enthalten waren. Und diese Bücherkenntnisse durften auch nicht im Entferntesten als genügend betrachtet werden, hatte ich doch während meines ganzen Universitätscurfus nicht ein wissenschaftliches Werk, nicht ein Handbuch durchstudirt, sondern nur bruchstückweise durchblättert, vor unverständlichen Stellen wie ein Ochse am Berge stehend, und Vieles konnte ich ohne Anleitung gar nicht verstehen.

Und so stand ich nun da als Arzt mit meinem Diplom, das mir Recht auf Tod und Leben gab, und hatte nicht einmal einen Typhuskranken gesehen, nicht einmal eine Lanzette in der Hand gehabt! Meine ganze medicinische Praxis in der Klinik beschränkte sich darauf, daß ich eine Krankengeschichte geschrieben, dabei aber meinen Kranken nur einmal in der Klinik gesehen, und zur Illustration dieser Geschichte eine solche Masse aus Büchern entnommener Zusätze beigefügt hatte, daß unwillkürlich aus der Geschichte ein Märchen wurde.“

Poliklinik und Privatpraxis existirten damals für Studierende der Medicin überhaupt nicht. Zweimal hatte Pirogow wohl, wie er ausführlich erzählt,

praktisirt: das eine Mal sollte er einen Beamten, der in demselben Hause wohnte, von den Folgen des Sapoi (periodischen übermäßigen Alkoholgenußes), das andere Mal seine alte Wärterin Katherina Michailowna, welche an einer räthselhaften Krankheit litt, curiren. Er wandte in beiden Fällen das — Klystier an, im ersten Falle mit tödtlichem Ausgang, und erhielt dafür als Honorar den Frack des Seligen, in welchem er nach erheblicher Reduction seines weiten Umfanges noch fünf Jahre in Dorpat vergnügt umherging, im zweiten Fall mit überraschendem glücklichen Erfolg; die Alte bekam wieder Appetit und Schlaf und war nach zehn Tagen wieder auf den Beinen, und sein Ruhm war groß.

„Meine moralische Seite kam aus Moskau nach Dorpat eben so uncultivirt, wie die wissenschaftliche. Mein Kinderglaube war durch das dürftige Wissen, das ich auf der Universität erworben, erschüttert worden. Wie konnte dies bei einem jämmerlichen und ungebildeten Schuljungen, wie ich damals war, geschehen, während die größten und klarsten Geister im Besitze der riesigsten Kenntnisse nicht selten tiefes Wissen mit aufrichtigem Glauben verbunden haben? Es ist dies eben, denke ich, eine Krankheit unserer Zeit, in welcher sich nicht viele solcher Ausnahmefälle finden wie Johann Müller und Rudolf Wagner, welche, Ersterer ein eifriger Katholik, der Zweite Protestant, beide berühmte Naturforscher, es auch in unserer Zeit verstanden haben, die Wissenschaft mit dem Glauben zu versöhnen. Diese Krankheit unserer Zeit entspringt, meinem Dafürhalten nach, daraus, daß gerade heutzutage das Wissen, und zwar das oberflächliche, sich rasch in den Massen verbreitet hat, welche durch die früheren Jahrhunderte zur Aufnahme dieses Wissens nicht genügend vorbereitet waren. Das grelle Licht der heutigen Wissenschaft hat diejenigen, die früher im Dunkel tappten, geblendet und ihnen den Kopf verdreht. Wenn man plötzlich aus dem Dunkeln ans Licht tritt, so erscheint auf den ersten Blick Alles klar und unzweifelhaft und dann kommen noch Aufklärer, welche dem Effect zu Liebe immer mehr und mehr Licht spielen lassen, sei es auch nur künstliches.“

Doch wir müssen hier abbrechen und die Leser auf die geistvollen Ausführungen des Tagebuches selbst verweisen; wir haben die Stelle nur ausgehoben als Probe für Pirogows Wahrhaftigkeit und edle, gereifte und geklärte Weltanschauung. Er schließt mit den beherzigenswerthen Worten:

„Wie glücklich wären wir, wenn unsere Jünglinge beim Eintritt in die wissenschaftliche Laufbahn in ihrem Inneren vollständig davon überzeugt wären, daß man nicht ungestraft das durch wissenschaftliche Analyse Erworbene auf die andere Seite unseres Seelenlebens verpflanzen darf! Bei einer solchen festen Erkenntniß würden Viele, sehr Viele von uns eine grausame seelische Verheerung vermieden haben, welche sie im Mannes- und Greisenalter durchmachen mußten.“

Bis zu meinem 18. Jahre hielt ich mich von weiblichem Umgange fern; in meinem 16. Jahre, kurz vor meiner Abreise nach Dorpat, war ich platonisch verliebt in die Tochter meines Taufpathen und las mit einem Kameraden die auf dem Trödelmarke erstandene «ars amandi» Ovids, die ich freilich nur mit Mühe halbwegs verstand.

Im Mai hatten wir uns in Petersburg zu versammeln. Von der Universität erhielten wir Uniform mit Degen und Reisegeleder. Aus Moskau fuhren, unter der Aufsicht des Professor-Adjuncts der Mathematik Sischtschepkin, Folgende: Schichowsky¹ (schon Doctorand der Medicin, Botaniker), Sokolsky² (ebenfalls Drd. med., Therapeut), Redkin³ (röm. Recht), Kornuchtrozky⁴ (Accoucheur), Konoplew⁵ (orient. Spr.), Schumansky⁶ (Geschichte) und ich.“

Es folgt nun eine Charakteristik der genannten Persönlichkeiten, welche wir, so geistreich und interessant sie auch ist, des Raumes wegen übergehen und nur dasjenige anführen, was auf Dorpat Bezug hat: Schumansky, ein äußerst begabter, in Sprachen und Geschichte ungewöhnlich kenntnißreicher Mann, „erklärte eines schönen Morgens nach zweijährigem Aufenthalt in Dorpat mir nichts, dir nichts, er habe keine Lust, weiter in Dorpat zu studiren und Professor zu werden, erstattete der Krone die für ihn gemachten Ausgaben und verschwand auf Nimmerwiedersehen.“ Kornuchtrozky, eine Persönlichkeit sui generis und Original erster Sorte, war zuerst Schüler von Deutsch, dem nicht weniger originellen Professor der Gynaecologie

¹ A. a. 2538. Schichowsky, Johann, aus Smolensk, geb. 22. Sept. 1800, (als Arzt) Botanik 1828—33, Dr. med., Professor an der Universität Moskau, später an der Universität und am pädagogischen Hauptinstitut in Petersburg, Dr. phil., Staatsrath. † (an der Cholera) 14. Juli 1854.

² A. a. 2545. Sokolsky, Grigori, aus Moskau, geb. 30. Jan. 1807, (als Arzt) med. 1828—33. Dr. med. Ordinator am Obuchow-Hospital in Petersburg, Professor an der Universität Moskau; 1848 verabschiedet, lebte in Moskau. Wirkl. Staatsrath. † zu Moskau 1886.

³ A. a. 2542. Redkin, Peter, aus Poltawa, geb. 4. Oct. 1808, (als cand. jur.) jur. 1828—30. Professor an der Universität in Moskau, Beamter beim Censur-Comité in Petersburg, Secretär beim Gehilfen des Ministers der Apanagen, Mitglied des Conseils des Apanagendepartements und Professor an der Universität zu Petersburg, Director des Apanagendepartements, 1882 verabschiedet, ist Mitglied des Reichsraths, Prof. emer., Dr. phil., Geheimrath.

⁴ A. a. 2543. Kornuch-Trozky, Peter, aus Tschernigow, geb. 19. Juni 1807, (als Arzt) med. 1828—33. Dr. phil., 1835—36 Docent an der Universität in Kiew, 1836—58 Professor an der Universität in Kasan; 1858 verabschiedet, St.-Rath. †.

⁵ Konoplew existirt im A. a. nicht, er war in Petersburg zurückgeblieben.

⁶ A. a. 2539. Schumansky, Alex., aus Drel, geb. 1. Nov. 1809, (als cand. phil.) hist. 1828—29. In der Kanzlei des Curators des weißrussischen Lehrbezirks angestellt, war dann Gutsbesitzer in Wolhynien (Kr. Rowel).

(s. Anders 230), und warf sich später auf die Botanik, in welcher er durch seine Kenntnisse den Professor Ledebour oft in Erstaunen setzte; er heirathete später die Tochter seines Dorpater Commilitonen Kotelnikow¹. Das „dritte Moskauer Original“ war Sokolsky, ein sehr streitsüchtiges Gemüth, dessen schon in Moskau verfaßte und mit dem taciteischen Motto: «Galba, Otho, Vitellius mihi nec beneficio neque injuria sunt cogniti» gezielte Dissertation «de dyssenteria» wegen seiner Ausfälle auf deutsche Professoren erst nach großen Schwierigkeiten zugelassen wurde. Er wurde nicht mit den Anderen ins Ausland, sondern nach Petersburg zur weiteren Ausbildung zurückgeschickt, wo er im Obuchow-Hospital dem Ordinator K. Meyer das Leben so sauer machte, daß dieser froh war, ihn wieder nach einem Jahre loszuwerden. Da kam Kotelnikow zu seinen Dörptschen Commilitonen nach Berlin und beging „den für die damalige Zeit sehr riskirten Streich, daß er ohne Paß nach Zürich zu Schönlein und nach Paris reiste“. Er mußte wohl die Originalität von seinem Vater, einem Moskauer Geistlichen, geerbt haben, der „in den zwanziger Jahren auf den Einfall kam, eine Widerlegung des Kopernikanischen Systems zu schreiben“.

„Das Geschick meiner Commilitonen — es waren im Ganzen 21 — interessirt mich oft; mit vielen bin ich später gar nicht mehr zusammengekommen, einige habe ich in Moskau oder Petersburg wiedergesehen; aber in Freundschaft habe ich mit keinem in der Folge gestanden. Es leben noch (1881) sieben: Nedkin, Sokolsky, Mich. Kutorga², Kornuchtrozky, Kotelnikow, Iwanowsky³ und ich. Zwei starben schon in

¹ A. a. 2577. Kotelnikow, Peter, aus Kursk, geb. 1809, astrom. 1828—33, Dr. phil., Professor an der Universität Kasan, Wirkl. Staatsrath. † zu Kasan 28. Mai 1879.

² A. a. 2489. Kutorga, Mich., aus Mohilew, geb. 1809 (?), hist. 1828—33, Mag. phil. Setzte seine Studien in Berlin, Frankreich, Deutschland und Belgien fort. Seit 1835 Professor an der Universität zu Petersburg, war auch Professor an der römisch-katholischen geistlichen Akademie und Inspector der Privatpensionen und Schulen in Petersburg, seit etwa 1867 Prof. an der Universität zu Moskau, lebte emeritirt auf seinem Gute Borok bei Mtilislaw, war auch correspondirendes Mitgl. der Akademie der Wissenschaften, Dr. phil., Wirkl. Staatsrath. † zu Borok 21. Mai 1886. — Sein Bruder A. a. 2483 Kutorga, Stephan, aus Mohilew, geb. 1808, zool. 1828—32, Dr. med., Professor an der Universität zu Petersburg und am pädagogischen Hauptinstitut, Inspector der Privatpensionen und Schulen, Director der mineralogischen Gesellschaft in Petersburg, Staatsrath. † als Prof. emer. 25. April 1861.

³ A. a. 2488. Iwanowsky, Ignatius, aus Minsk, geb. 26. Dec. 1802, (als cand. phil.) oec. pol. 1828—33, Dr. jur. War Prof. an der Universität zu Petersburg, früher am Alexander-Gyceum, Lehrer an der Schule der Garde-Unterfähnriche und Cavallerie-Zunker am Pagen-corps, Mitglied des Censurcomités, Mitglied des Conjeils des Ministeriums der Volksaufklärung in Petersburg. Geheimrath. † zu Petersburg 18. August 1886.

Dorpat: Schkljarewsky¹, ein Sonderling und Poet, an der Schwindsucht, und ein Hypochonder², mäßig begabt, aus Charkow, an der Cholera; die anderen später, einer von ihnen, Tschiwilow³, der Studieninspector beim verstorbenen Thronfolger Nikolai Alexandrowitsch gewesen war, verbrannte im Palais von Zarskoje Sselo.“

Nach einem kurzen Examen in der Akademie der Wissenschaften, wobei es allen außer Redkin gut ging, und pflichtschuldigen Besuchen bei dem Director des Departements der Volksaufklärung D. J. Tschyrow, „einem verschlossenen, steifen Bureaukraten“, und dem Minister Fürsten Lieven, „einem deutschen General, der sehr schlecht russisch sprach und Pietist aus Ueberzeugung war“, ging es nach Dorpat. Pirogow fuhr zusammen mit Redkin und Sokolsky mit einem Fuhrmann; zum ersten Male sahen sie bei Narva einen Wasserfall und ein Stück vom Meer, in Dorpat kehrten sie in der Einfahrt von Frei ein, einige Tage vor Beginn des Wintersemesters.

In Dorpat wurden die jungen Russen der Aufsicht des Professors der russischen Sprache Was. Mich. Perewoschtschikow unterstellt; dieser war unter Magnitsky in Kasan Professor gewesen, und diese Zeit hatte auf „seine ganze Thätigkeit, ja sogar auf seine Physiognomie ihren Stempel aufgedrückt“. Er war der „Typus eines trockenen, leblosen, verschlossenen Bureaukraten; selbst sein schwebender, gleichmäßiger, abgemessener Gang trug dieses Gepräge“. . . . Er führte unsere Phalanx den Professoren vor. Deutsch sprach er aus irgend welchem Grunde nicht, und die kurze Unterhaltung wurde halb französisch, halb gemischt geführt. Auf eine französische Frage wurde deutsch geantwortet, oder umgekehrt.

(Fortsetzung folgt.)



¹ A. a. 2484. Schkljarewsky, Paul, aus Poltawa, geb. 1806, phil. 1828 bis 30. † als Student 5. Juni 1830.

² A. a. 2575. Schramkow, Polheft, aus Cherson, geb. 1804, (als Arzt) med. 1828—31, † als Student 12. Oct. 1831.

³ A. a. 2490. Tschiwilow, Alex., aus Dnepr, geb. 1808, Nat.-Doc. 1828 bis 1833. Mag. phil., Professor an der Universität zu Moskau, dann Mitglied des Conseils des Apanagendepartements, Studieninspector bei den Großfürsten Wladimir und Alexei Alexandrowitsch, Dr. phil., Wirkl. Staatsrath; † (beim Brande des Theaters) zu Zarskoje Sselo 1867.



Julius Kupffer, Faustcommentar.

Goethes Faust als Erzählung zur Einführung in das Verständniß des Originals von Julius Kupffer. Naumburg a. S. Albin Schirmer, Verlagsbuchhandlung. 1892. XX & 402 Seiten. 8°.

Doch auf des Parnasses Gipfeln
Mit den dankbaren Poeten
Wandeln unter Lorbeerwipfeln
Arm in Arm die Interpreten.

In vorliegender Schrift hat der Verfasser — ein Arzt in Kurland, in Griwa-Semgallen — uns nach langjährigem Studium einen neuen und vollständigen Faustcommentar geliefert, der trotz des gewaltigen Umfanges unserer Faustliteratur noch eine wirkliche Lücke füllt und nicht nur in unseren Provinzen, sondern bei allen Freunden des Faust mit Dank wird aufgenommen werden. Es wird nämlich, was bisher noch nicht geschehen war, der Inhalt des Faust in einer schlichter fortlaufenden Erzählung wiedergegeben; und da der Faust nicht nur Thatfachen enthält, sondern auch Reflectionen, Bilder, Allegorien, so bietet dies dem Verfasser eine meist geschickt benutzte Gelegenheit, Schritt für Schritt die nöthigen Erklärungen einzuflechten. Zahlreiche Citate aus dem Faust, die wichtigsten Stellen enthaltend, sind in den Text eingefügt und erhöhen noch die Brauchbarkeit des Buches durch die am Rande beigefügten Ziffern, als Bezeichnung der Seitenzahl des betreffenden Citates in der Faustaussgabe der „Universalbibliothek“ von Reclam junior in Leipzig. Diese praktische Einrichtung wird auch in diesem Referate, so weit Citate aus dem Faust vorkommen, beibehalten werden.

Ein Mangel fast aller Faustcommentare, welche ihre Erörterungen auf größere Abschnitte der Dichtung richten und darüber nicht allen Einzelheiten gerecht werden, ist auf diese Weise vermieden worden; und es werden

in dem Faust nur wenige Stellen von Bedeutung zu finden sein, die vom Verfasser in seiner Erklärung übergangen wären. Bei der Deutung der vielen schwerverständlichen Allegorien, an denen sich schon so mancher gelehrte und scharfsinnige Kopf versucht hat, sind von dem Verfasser mit Einsicht die Arbeiten seiner Vorgänger verwerthet worden — denn Alles kommt ja nicht aus seinem Kopf — indem meistens die wahrscheinlichsten und den leitenden Gedanken des Verfassers am besten entsprechenden Erklärungen zusammengestellt wurden. Freilich erfahren wir auch hier nicht, was die „auftappenden“ und „eilig weiterschreitenden“ Siebenmeilenstiefel bedeuten, und welche Allegorie in dem Abrennen des kaiserlichen Bartes im ersten Acte des zweiten Theiles des Faust steckt; aber wir sind dem Verfasser deswegen eben so wenig gram, wie wegen der Kürze, mit welcher er der mittelalterlichen „Walpurgisnacht“ und des „Walpurgisnachtstraumes“ gedenkt. Ein factisches Versehen kommt auf S. 385 vor, wo es heißt: der Höllendrachen, der sich nach Fausts Tode links aufthut, werde ähnlich geschildert, „wie Dante die Hölle in seiner Divina comoedia beschreibt“. Hat der Herr Verfasser die Divina comoedia gelesen? Schwerlich! denn sonst hätte er sich diese Bemerkung erspart. Eher läßt sich die zuletzt vorgeführte Scenerie (Bergschluchten, Wald, Fels, Einöde) mit Dantes Fegefeuer vergleichen.

Bei dieser Wiedererzählung des Goetheschen Faust ist aller gelehrte Ballast, aller speculative Puz geflissentlich bei Seite gelassen; die für die Goethe-Philologen so wichtige Entstehungsgeschichte des Faust, mit den „Schichten“, die man in ihm gefunden, wird fast gar nicht berührt, der Zusammenhang der Dichtung mit der Faustsage nur flüchtig erwähnt; wenige verwandte Stellen aus anderen Goetheschen Schriften werden hin und wieder zur Erläuterung herangezogen. Sehr zum Vortheil gereicht es noch dem Werke, daß der Verfasser sich auf keine Polemik mit früheren Commentatoren einläßt und seine Meinung ohne die gewöhnlichen Seitenhiebe der Selbstvertheidigung vorträgt, gleich als wäre sie die einzige. Was sollte auch hier die Polemik! Es würde das Verständniß wenig fördern, zu erfahren, daß z. B. der Geisterchor im ersten Theil („Weh! Weh! Du hast sie zerstört, die schöne Welt,“ I, 46) auch von einigen Interpreten — z. B. von Kuno Fischer — als aus guten Geistern bestehend gedacht worden ist. Reiche Anregung bietet dieser neue Commentar, wie uns scheint, selbst dem gelehrten Forscher, und manchen lebhaften Widerspruch wird seine Vergleichung mit Goethes Dichtung auch schon bei dem nachdenklichen Jüngling erwecken; Wenige werden sich verhehlen, daß oft die Ansicht des Verfassers wohl geistreich ist, ihr Gegentheil aber doch mit eben so viel Glück sich vertheidigen ließe; und nur sehr jugendlichen Lesern kann es entgehen, daß der

Verfasser im Tone apodiktischer Belehrung auch die gewagtesten Hypothesen vorträgt.

Der Stil dieses neuen Commentars ist durchaus einfach und deutlich: keine langathmige Auseinandersetzung, kein einziger schwerfälliger Satz kommt in dem ganzen Buche vor. Dennoch erscheint die Sprache nicht immer der Würde des Gegenstandes angemessen; sie hat an vielen Stellen einen Beigeschmack von pädagogischer Unterweisung — etwa so wie der Herr Lehrer zu einem aufgeweckteren Secundaner redet — und diese Klangfarbe vermeidet doch die echte Wissenschaft. Auch sonst wären manche Kleinigkeiten bei einer neuen Auflage auszumergen. Von den Sirenen sagt der Verfasser, S. 267, daß sie ursprünglich die brausenden Meereswogen bedeuten, und daher „rührt auch die Vorliebe dieser wilden Gesellen für Klippenreiche Gestade“. Warum nicht lieber „wilde Hummeln“?, da die Sirenen doch weibliche Wesen sind und nun einmal ein burschikoser Ton angeschlagen wird. — Wenn es S. 314 heißt: „Helena nimmt das ihr angetragene Ehrenamt an, doch nicht, um zu richten, sondern um Recht zu sprechen“; so ist wohl „richten“ mit „strafen“ verwechselt; „richten“ und „recht sprechen“ sind Synonyma. — Eine absonderliche Stilblüthe steht auf S. 100: „An alles Sonstige, was daran hängen könnte, wird nicht gedacht, denn das geht über den Horizont ihres Gesichtskreises.“ Ich höre doppelt, was er spricht, Und dennoch überzeugt's mich nicht (II, 12).

Daß bei einer Wiedererzählung des ganzen Faust manche in ihrer ergreifenden Poesie uns lieb gewordene Partien nun in verhältnißmäßig trockener Prosa hausbacken erscheinen, ist gewiß nicht zu leugnen, doch wollen wir es auch nicht beklagen; es ist bei allen Werken dieser Gattung nicht zu vermeiden: die Deutung und Analyse der Poesie kann nicht wieder Poesie sein; denn sonst hätte die Dichtung ihrer nicht bedurft; die Stellen des Faust aber, die auch ohne alle Erklärung Jedem verständlich sind, hat der Verfasser meistens mit richtigem Gefühl, ohne sie in Prosa zu umschreiben, einfach als Citat in den Text eingefügt. Besonders werthvoll wird nun die fortlaufende zusammenhängende Erklärung bei dem so schwierigen zweiten Theil. Allerdings wogt noch jetzt der Streit über den Schönheitswerth des zweiten Theils und über seine Nothwendigkeit als Ergänzung des ersten; mancher wird vor diesem Weitzanz der Bilder verwirrt stehen bleiben, und die Worte der Gärtnerinnen:

 Allerlei gefärbten Schnitzeln
 Ward symmetrisch recht gethan;
 Mögt Ihr Stück für Stück bewitzeln,
 Doch das Ganze zieht Euch an.

II, 16.

wird mancher geneigt sein umzukehren: nicht die ästhetische Gesamtwirkung

mache uns den zweiten Theil des Faust als Ganzes theuer, sondern nur die vielen anmuthigen und tief sinnigen Stellen zögen uns Stück für Stück mit dem Zauber ihrer Poesie immer wieder an.

Wie sehr aber auch hierüber die Meinungen auseinandergehen: einen überaus reichen Gedankengehalt wird Niemand dem zweiten Theil absprechen; die Anspannung des Geistes, die er fordert, reizt uns; und so muß die Dichtung, die Goethe für würdig hielt, sein großes Drama fortzusetzen und abzuschließen, in jedem Falle ein außerordentlich interessantes Werk sein; hierzu aber hat uns der Verfasser den concisesten, handlichsten und übersichtlichsten Commentar gegeben, der bis jetzt existirt.

Da jedoch ein Werkzeug nicht nur handgerecht, sondern auch sachgerecht zu sein hat, so ist es nun unsere Aufgabe, den neuen, uns hier gebotenen Schlüssel zum Verständniß des Faust mit Rücksicht auf dieses letztere, wichtigere Erforderniß ins Auge zu fassen.

Die Stellung des Verfassers gegenüber Goethe im Allgemeinen und seinem Faust im Besonderen, ist die knieende: der Standpunkt willfähriger Anbetung — Manche nennen das auch „Pietät“ — und hierin, aber fast nur hierin, stimmt der Verfasser mit unserem Landsmann Victor Hehn überein. So findet der Verfasser eine Menge Anticipationen großartiger, weltbewegender Ideen und besonders naturwissenschaftlicher Entdeckungen, die in den Faust hineingelegt seien, denn Goethe sei (S. XI) „vermöge seiner divinatorischen Begabung seiner Zeit so weit vorausgeeilt, daß er in seinen Anschauungen mehr mit der heutigen Generation harmonirt, als mit seinen Zeitgenossen“. Auf S. 134 erfahren wir, daß Goethe in der Schilderung von Gretchens Leiden der medicinischen Wissenschaft in Deutschland die erste treffende Krankheitsgeschichte der Puerperalmanie (Wochenbettwahnsinn) geliefert habe, einer jetzt wohllegitimirten, zu Goethes Zeit jedoch noch unverstandenen Krankheit. Zu Fausts Plan, im IV. Act, durch Deiche und Dämme den Continent zu vergrößern,

Das herrische Meer vom Ufer auszuschließen,

Der feuchten Breite Grenzen zu verengen

Und, weit hinein, sie in sich selbst zu drängen! II, 156.

bemerkt der Verfasser S. 338: „Mit diesem Plane hat der Dichter um viele Jahrtausende vorausgegriffen und — abgesehen von den wenigen Deichen, welche bereits heute existiren, unsere Erde schon in einem Zustande erblickt, in welchem sich der Planet Mars bereits muthmaßlich befindet. Das Meer ist allenthalben durch Dämme eingeschränkt und gebändigt; das Land von unzähligen, zum Theil erhöhten Canälen durchschnitten.“ Der Verfasser huldigt, wie schon einige andere Gelehrte vor ihm, der Ansicht, Goethe habe auch die Darwinsche Descendenztheorie mit divinatorischer Unmittelbarkeit

vorauserkant. Angenommen, aber nicht zugestanden, daß diese Meinung triftig ist, so sind doch die Anhaltspunkte, die der Faust dafür bietet, zu unbestimmt, um die weitgehende Deutung des Verfassers zu rechtfertigen. Es wird geschildert, wie Homunculus, das räthselhafte Wesen, das entstehen möchte und zu keinem wirklichen Dasein gelangen kann, herumirrt und die Philosophen um Rath fragt; und als Anaxagoras erbötig ist, ihn zum König der Myrmidonen, Pygmeen u. zu krönen, Thales jedoch, der Philosoph des Wassers, ihm davon abrathend spricht:

Will's nicht rathen;

Mit Kleinen thut man kleine Thaten,

Mit Großen wird der Kleine groß.

II, 91.

bemerkt der Verfasser dazu S. 285: „Und in der That, nach dem, was da vorgeht, erscheinen die Verhältnisse auf dem Lande noch zu rauh und unwirthlich, die lebenden Geschöpfe auf demselben noch zu roh, zu unentwickelt und zu vernunftlos, als daß der seelenbegabte Menschenkeim hier in seiner Hilflosigkeit bestehen könnte. Er bedarf zu seiner ersten Kräftigung einer milderen, stetigeren und gesicherteren Brutstätte. Dieser Anschauung des Dichters müssen wir heutzutage völlig beipflichten, da wir wissen, daß jeder Wirbelthierembryo — auch der des Menschen — während einer bestimmten Entwickelungsphase mit Kiemenspalten versehen ist, und hieraus sicher erkennen, daß einer seiner Urahnen während seines Freilebens dieselben nöthig gehabt — also im Wasser gelebt haben muß. Aber was wir heute bequem lernen, das mußte Goethe aus sich selbst mühselig schöpfen; um so wunderbarer ist daher sein Seherthum!“ — Später, wo das Glas des Homunculus an der Muschel der Galatea zershellt und das Meer feurig erglänzt, wird dies vom Verfasser in demselben Sinne ausgelegt und hinzugefügt (S. 303): „Wohl mag ein hoher Wonneschauer die Welt durchzuckt haben, als sie das Empfangen des ersten selbstbewußten Menschenkeimes spürte.“ Das heißt doch in Wenigem Viel finden! Da aber gerade prämatüre Ehren vertheilt werden: warum macht der Verfasser nicht gleich Thales zum ersten Darwinisten? Bestimmteres als wir sonst von der Lehre des Thales wissen, ist hier auch von Goethe nicht ausgesprochen worden.

Es geht übrigens mit dem Faust, wie meist mit sehr hohen Autoritäten: Jeder möchte sie auf seiner Seite haben und holt sich daraus, was er sucht. Die Worte Fausts:

Du führst die Reihe der Lebendigen

Vor mir vorbei, und lehrst mich meine Brüder

Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.

I, 92.

lassen sich ja auch darwinistisch auffassen; aber enthalten sie nicht noch eher Schopenhauers Lehre, das buddhistische «tat tvam asi» („das bist Du“),

die Erkenntniß des eigenen „Ich“ in jedem anderen Wesen, welche allein den Egoismus, die Besonderheit überwindet? Später, wo Faust nach der Behausung der „Mütter“ forscht und auf Mephistos Andeutungen erwidert:

Nur immer zu! Wir wollen es ergründen,

In Deinem Nichts hoff' ich das All zu finden. II, 47.

und der Verfasser S. 230 dazu bemerkt: „Der Schluß liegt nahe, daß in dem Nichts der Negation gerade das All der Position zu finden sein möchte“ — steckt da nicht die Hegelsche Lehre von dem Umschlagen jedes Begriffs in sein Gegenteil: das Sein schlägt um in Nichts, das Nichts in Werden :c.? So finden sich Freund und Feind zusammen an der Tafel des reichen Dichterkönigs. — Ueber die schwierige Frage nach dem Wesen der „Mütter“ und des Elements, wo sie zu finden sind, giebt der Verfasser eine Erklärung, die mit einer verbreiteten Auffassung von Platons Ideen einigermaßen zusammentrifft: „Es sind das die Urbilder, die Schemen alles Gewesenen und Zukünftigen, welche in ewigem Kreislauf der Welt — sowohl der wirklichen, als derjenigen des Gedankens — im realen Leben sowohl, wie in der Phantasie des Dichters — immer wieder zur Gegenwart zurückkehren“, und S. 229 sagt er, es seien „die Urmodelle alles Schönen in geistiger und körperlicher Vollendung“. Hieraus wird allerdings noch nicht der von Goethe gewählte Ausdruck „Mütter“ begrifflich, noch das Schaudern des Faust bei ihrer Nennung („Das Wort, das ich nicht hören mag“ II, 47). Aber ohne in Abrede zu stellen, daß diese Deutung ansprechend ist, wollen wir bei dieser Gelegenheit ein Uebriges thun — indem wir auch unseren Lepton spenden — und noch einer anderen Geistes- oder Glaubensrichtung einen Fingerzeig geben über die Frucht, die schon der Faust ihr im Reine bietet. Wenn es von den „Müttern“ heißt:

Faust: Wohin der Weg?

Mephisto: Kein Weg! In's Unbetretene,

Nicht zu Betretende; . . .

Nichts wirst Du seh'n in ewig leerer Ferne,

Den Schritt nicht hören, den Du thust, . . . II, 46.

Versinke denn! Ich könnt' auch sagen: steige!

's ist einerlei. Entfliehe dem Entstand'nen, . . . 47.

Sie seh'n Dich nicht, denn Schemen seh'n sie nur. 48.

Faust: Mütter, die ihr thront

Im Grenzenlosen, ewig einsam wohnt,

Und doch gesellig! Euer Haupt umschweben

Des Lebens Bilder, regsam, ohne Leben.

Was einmal war, in allem Glanz und Schein,

Es regt sich dort, denn es will ewig sein.

II, 52.

Ist das nicht die anschaulichste dichterische Schilderung der vielbesprochenen vierten Dimension, die ursprünglich den Mathematikern angehörte, dann aber von den Spiritisten mit Geistern besetzt wurde: Der Ort, von wo alle Verstorbenen zu citiren sind, von wo die Geisterhand sich herausstreckt, wenn sie im Dunkeln auf die Tafel schreibt, oder die Fesseln löst, mit denen das Medium an den Stuhl gebunden ist? Vierzig Jahre bevor die Spiritisten sich dieser Dimension bemächtigten, hat also Goethe durch Intuition schon von ihr gewußt. — Freilich könnten die Kantianer aus obigen Citaten eine poetische Darstellung der Idealität von Raum und Zeit herauslesen; aber das ist weniger interessant, da Kants transcendente Aesthetik früher als diese Stellen des Faust geschrieben wurde.

Ueber den Homunculus — diese *crux interpretum* — äußert sich der Verfasser auf S. 251: „Es ist nur das specifisch menschliche Urprincip der Art, nämlich der Urkeim des menschlich-geistigen Selbsttriebes nach allseitiger, nie ruhender fortschrittlicher Entwicklung — das Geistige und Sittliche, was er (Wagner) aus den vielen Stoffen und Kräften extrahirt als schließliche erste Menschenpotenz. . . . Bis zur Mitte unseres Jahrhunderts galt die Existenz der Lebenskraft, als einer ursprünglichen Elementarkraft, ganz allgemein für eine wissenschaftliche Thatsache; das war jedoch eine Täuschung, denn, wie jede andere complicirte Naturerscheinung, ist auch sie in ihrer Vielseitigkeit eine entstandene. Um diesen Irrthum schärfer zu markiren und ins Lächerliche zu ziehen, läßt Goethe den Teufel sich so angelegentlich für die Entstehung des Homunculus interessiren. Des Dichters eigene Stellung zu der so lange und hitzig ausgekämpften Streitfrage ist in dem endlichen Ausgange des entstehenwollenden stofflosen Wesens klar genug dargelegt und stimmt mit den heutigen Anschauungen merkwürdig überein. Damit hat Goethe wieder den Beweis geliefert, wie divinatorisch correct sein Geist arbeitete, und wie weit er seiner Zeit in allen fundamentalen Fragen voraus war.“ S. 303 heißt es: „Der Dichterprophet Goethe . . . erkennt mit Recht in der Lebenskraft etwas Gewordenes, ein aus dem Zusammenwirken des Stoffes und seiner physikalischen Kräfte entstandenes, zeitlich creatürliches und darum wandelbares Agens, als dessen höchster Effect sich die Geistesthätigkeit des Menschen herausgebildet hat.“

Diese Lehre von der Lebenskraft, heutzutage „Vitalismus“ genannt, ist allerdings um die Mitte unseres Jahrhunderts, so weit sie, statt Unbekanntes zu erforschen, sich an einem bloßen Wort genügen ließ, nicht nur von Naturforschern, sondern auch von den bedeutendsten Philosophen bekämpft worden; in neuerer Zeit aber hat sich die Speculation mit der exacten Forschung dahin geeinigt, daß der Begriff der Lebenskraft doch nicht entbehrlich ist, und ihr Gegentheil, der Mechanismus, die Naturwissenschaft

eben so wenig befriedigt, wie das philosophische Denken. In diesem Sinne äußert sich eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Physiologie, unser Landsmann Professor Gustav Bunge (Lehrbuch der physiologischen und pathologischen Chemie. 1887.): „Je eingehender, vielseitiger, gründlicher wir die Lebenserscheinungen zu erforschen streben, desto mehr kommen wir zur Einsicht, daß Vorgänge, die wir bereits geglaubt hatten, physikalisch und chemisch erklären zu können, . . . vorläufig jeder mechanischen Erklärung spotten. . . . So treibt uns der Mechanismus der Gegenwart dem Vitalismus der Zukunft mit Sicherheit entgegen.“ — Da nun die Worte im Faust dem unbefangenen Leser wohl keinen Anhaltspunkt bieten, Goethe eine solche mechanische Weltanschauung zuzuschreiben, so ist es ein Lob von zweifelhaftem Werth, wenn der Verfasser Goethe zum Vertreter einer Richtung macht, die damals noch nicht galt und jetzt überwunden ist.

Kehren wir zurück zu den Hauptgedanken und Charakteren des Faust, so fällt an dem vorliegenden neuen Commentar auf, wie scharf, unverföhnlich, übergangslos Licht und Finsterniß neben einander gestellt sind: Inconsequenz, Unnatürlichkeit, Manierirtheit, Geheimnißkrämerei, die dem zweiten Theil sonst oft vorgeworfen werden — sie existiren für den Verfasser gar nicht: der Faust ist das Menschheitsdrama in höchster Vollendung, ganz aus einem Guß; — Faust als Person — der selbstlose Menschheitserlöser. Der Charakter aller wichtigeren Personen wird entweder mit fast uneingeschränktem Preis bedacht und Alles an ihnen zum Besten gekehrt, oder schonungslos, sobald sie nur den Mund aufthun, herabgezogen und geschmäht: es ist eine Versammlung von Helden und Mißgeburten. Schon bei dem Vorspiel auf dem Theater findet nur der Dichter Gnade vor den Augen des Commentators, — der Theaterdirector und die lustige Person sind erbärmlich niedrige Wichte. Was müssen aber erst der arme Wagner und Mephistopheles, als stupides Scheusal dargestellt, sich sagen lassen! Stellen brauche ich hier nicht zu citiren, da sie jedem Leser von selbst auffallen werden. In Mephistopheles sieht der Verfasser nicht den Teufel, der in dem Herzen jedes Menschen erwacht, sobald er sich dem Grübeln ergiebt und zwiespältig wird, nicht den so nothwendigen Geist der Kritik und Opposition, den „Geist, der stets verneint“; sondern, wie der Verfasser hervorhebt, nur den dummen Teufel, dem Alles mißglückt, weil er in seiner Bosheit Alles verkehrt anfängt; und der Verfasser läßt es sich nicht nehmen, jedes Mal, wo Mephistopheles auf die Bühne tritt, ihn, den Wehrlosen, von Neuem zu verunglimpfen, mit einer Art Genugthuung machtlos zu finden, lächerlich zu machen und als Narren an den Pranger zu stellen. Ob er wohl mit diesen Expectorationen sich selbst hat Muth machen wollen und ihm niemals der Vers eingefallen ist:

Der Teufel stellt Dir nächstens doch ein Bein. II, 62.

Wenn aber der Verfasser andererseits die Gestalt des Faust mit einer Aureole umgiebt, wenn er seinen Helden den Bösen im Einzelkampfe, ohne alle Hilfe von oben, nachdem der Herr seine Hand gänzlich zurückgezogen, besiegen und durch diese fortdauernde gewaltige That das Menschheitsproblem lösen läßt: ist ihm da nicht die Ahnung aufgestiegen, welch schiefes Compliment er seinem Faust, diesem neuen Gegenstand nationaler Mythologie, macht, indem er ihm einen so kläglichen Gegner gegenüberstellt? Der Schluß liegt nahe, daß einem stärkeren Feinde Faust hätte zur Beute fallen müssen. Qui nimis probat, nihil probat. Sollte Goethe wirklich seine Zeit darauf verschwendet haben, uns durch Mephistopheles, den Theaterdirector und die lustige Person nicht — wie wir bisher glaubten — tief empfundene Wahrheiten, sondern lauter einfältiges Gerede und Abergwitz vortragen zu lassen da zum Fortschritt der Handlung doch nur sehr Weniges von dem, was Mephistopheles sagt, nöthig ist? Das wäre auch für den Dichter kein schönes Compliment; aber unser Commentator hält es eben nicht mit Schopenhauer, welcher meint, bei dem echten Dichter habe jeder „während er dasteht und redet, vollkommen Recht, und wäre er der Teufel selbst“. (Parerga II.)

Es mag paradox klingen, aber in gewissem Sinne befindet sich der Verfasser doch noch auf dem unpoetischen Standpunkte der Fortschrittsruhmredigkeit: auf dem Standpunkte des von ihm so tief verachteten Wagner. Er meint auf S. 23, daß Faust durch „die Leerheit, die völlige Nutz- und Fruchtlosigkeit des damaligen Gelehrtenthums“ zu seinem weiteren Beginnen getrieben wird. Also nicht zu jeder Zeit kann es einen Faust geben? Nicht der Widerstreit der beiden Seelen, die in Goethe-Fausts Brust wohnen, reißt ihn aus seinem Beruf? Hätte nur Faust schon damals gewußt, wie wir es jetzt „zuletzt so herrlich weit gebracht“, so hätte ihm das fortgeschrittene Gelehrtenthum unserer Tage genügt; er wäre still bei seiner Wissenschaft verharret, und Goethes größtes Drama wäre ungeschrieben geblieben!

Wollen wir aber überhaupt an die Dichtung den spießbürgerlichen Maßstab schnurgerader Logik anlegen, so könnte ein advocatus diaboli etwa Folgendes sagen: In dem ganzen Stück ist Mephistopheles mit seinem frischen Humor und seiner Unverzagtheit nicht nur ohne Zweifel die sympathischste Person, sondern er ist auch der eigentliche tragische Held, der durch seinen guten Glauben an Recht und Gerechtigkeit gestürzt wird. Daß er Teufel ist, darüber braucht Niemand sich zu ärgern; man weiß es im Voraus und es liegt im Begriff. Er ist eben diabolus: Ankläger; und daß die Staatsanwaltschaft eine gute Institution ist und ihre Organe auf Achtung Anspruch haben, pflügt nur von den Mißethätern in Zweifel gezogen zu werden. Nun schließt Mephistopheles in loyalster Weise zwei Rechtsgeschäfte ab: die Wette

mit dem Herrn und den Pact mit Faust; die Wette soll er gewinnen, wenn es ihm gelingt Faust auf dem Wege der Sünde herabzuziehen, ihn immer tiefer sinken zu lassen, kurz, die Veredelung seines Wesens zu verhindern. Der Pact ist keine Wette und kann insofern nicht verloren werden, er bestimmt Leistung und Gegenleistung; Mephisto verspricht dem Faust lebenslänglich mit seiner Zaubermacht zu dienen; dafür verspricht Faust dem Mephisto seine Seele nach dem Tode:

Ich will mich hier zu Deinem Dienst verbinden,
Auf Deinen Wink nicht rasten und nicht ruh'n;
Wenn wir uns drüben wiederfinden,
So sollst Du mir das Gleiche thun.

I, 47.

Da weitere Bedingungen im Vertrage nicht vorkommen, so sind die späteren Worte Fausts:

Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! Du bist so schön! —

Dann magst Du mich in Fesseln schlagen . . .

I, 48.

eine Nebenbestimmung über die Frist des Vertrages, durch welche Mephistopheles von Faust in kluger Weise angefeuert wird, zu seiner völligen Befriedigung alle Kräfte aufzubieten, da dadurch seine Dienstzeit verkürzt werden würde. Wenn daher Mephistopheles bald darauf im Monolog sagt:

In seiner Unerfättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben;
Er wird Erquickung sich umsonst ersch'eh'n;

I, 52.

so beschließt er damit nicht etwa, wie manche Interpreten gemeint haben, von vornherein seine Wette zu verlieren, denn mit Faust hat er gar nicht gewettet, sondern er verzichtet nur auf die Ausnutzung der späteren Clausel, da auch ein langer Lebenslauf seines Parten ihm die Hoffnung nicht benimmt, die Wette mit dem Herrn zu gewinnen. Jetzt beginnt Faust sein Treiben mit dem Genossen zusammen, der sich ihm von Anfang an als das „Böse“ vorgestellt hat, und den er daher nicht erst, wie der Verfasser S. 161 meint, nach Gretchens Tode in seiner „Tücke erkennt“. Faust sündigt nun Schlag auf Schlag; nicht durch Mephistos Suggestion in der Hypnose, oder Berauschung, Zaubertrank zc., wie dem Verfasser zu schließen beliebt, sondern aus freiem Willen; denn besäße er nicht das Gefühl der Verantwortlichkeit und die Möglichkeit, der Versuchung zu widerstehen, so wäre ihm sein ganzes Leben und Streben nicht zuzurechnen, er verlöre alles Interesse für uns, er wäre kein Mensch, sondern ein Thier, und dürfte daher schon aus ästhetischer Rücksicht nicht auf die Bühne kommen. — Daß Gretchen ein herzengutes Geschöpf ist, hat noch Niemand geleugnet; um sie aber, wie der Verfasser thut, zu einer idealen deutschen Jungfrauengestalt

zu erheben, wäre es auch nöthig, daß jeder Vater, auf Gretchen weisend, zu seiner Tochter sagen könnte; „Gehe hin und thue desgleichen!“ — Gretchens letzter verzweifelter Ruf: „Heinrich! Heinrich!“ I, 132, wird herzlich bald von Faust vergessen, und der Verfasser irrt, wenn er behauptet S. 157: „Dieser Ruf verhallt nie wieder in Fausts Seele“. Ganz im Gegentheil:

Helenen mit verrückten Sinnen,

Helenen will er sich gewinnen,

II, 81.

Auf Faust, der den ganzen zweiten Theil hindurch keine Spur von Reue, d. h. Sinnesänderung zeigt, bleibt die Schuld natürlich haften; denn:

Hat man ein Weib so scheußlich ruinirt,

Wird man von Efsenfang nicht absolvirt.

II, 111.

Mephistopheles ist dabei ein treuer, vielgeplagter Diener, der mit größter Selbstaufopferung jede seiner Launen erfüllt, seine Ueberschwänglichkeit mäßigt, nach der Explosion den Bewußtlosen fortträgt und ihm das Leben rettet, wo er doch so leicht seine Seele hätte haben können. Ist das nicht Großmuth! Hat man mit Recht von jeher den Faust mit dem Don Juan verglichen, so gleicht auch Mephisto dem braven Diener des Don Juan, dem Leporello; auch er kann sagen: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht . . .“, ohne daß jedoch für seinen Faust ein Wendepunkt käme, ähnlich dem, wo in Zorillas Dichtung Don Juan sagt:

Ja, ich fühl's, nach so viel Jahren

Und nach solchem Lebenslauf

Steigen mir Gedanken auf,

Die mir selbst nicht eigen waren.

Denn das „Suchen“, „Streben“, „Trachten“ enthält an sich noch keinen Beweis der Besserung: es kommt darauf an, was gesucht wird; auf die Richtung aufwärts oder abwärts. Faust jedoch versinkt bei seinem „Weiterstreiten“ nur immer tiefer in den Sumpf des Lasters; nach dem naturgemäßen Absterben der anfänglichen Sinnenlust bewältigen ihn die dunklen Triebe des Alters, die Lust an Geld und Geldeswerth, der Egoismus in abstracto, diese unheilbarste Quintessenz alles Lasters („Herrschaft gewinn' ich, Eigenthum“ II, 155). Wissentlich bereichert er sich mit Diebsgut; er hat nicht einmal einen Tadel für die Piraten, die in seinem Dienst wirken (siehe den V. Act des II. Theiles). Und als er den beiden Alten ihr einziges Hab und Gut, ihren ererbten Immobilienbesitz, mit Gewalt nehmen läßt und sie dabei umkommen, will er die Schuld noch gar heuchlerischer Weise auf Andere wälzen, thut entrüstet, schilt Mephistopheles und seine Leute:

War't Ihr für meine Worte taub!

Tausch wollt' ich, wollte keinen Raub.

II, 188.

Und das sagt derselbe Faust, der sich in die Brust geworfen hatte: er habe

die Juristerei „durchaus studirt, mit heißem Bemüh'n“. I, 12. Hier stellt er sich, als wisse er nicht, daß der Tausch ein zweiseitiges Rechtsgeschäft ist, das nur durch die freiwillige Zustimmung beider Theile zu Stande kommt; die Alten aber hatten ihre Einwilligung ausdrücklich verweigert. — Nach diesen seinen letzten Thaten ereilt den alten Sünder endlich der Tod. Jetzt, sollte man glauben, werde Mephistopheles zu dem Seinen kommen: die Wette mit dem Herrn hatte er gewonnen, da Fausts Verderbtheit immer zugenommen hatte; nach dem Pact verfiel ihm Fausts Seele eo ipso dadurch, daß sein Leben zu Ende war; zum Ueberfluß hatte Faust aber auch noch gesagt, er genieße „jetzt den höchsten Augenblick“, II, 194. Er hatte hiermit nur wünschen können, daß der Augenblick verweilen möge — so daß also als Zuwage auch die letzte Clausel erfüllt war. (Dem Verfasser ist es gefällig, auf S. 382 von alledem genau das Gegentheil zu behaupten; man lese und vergleiche!) Als Mephistopheles jetzt sein sauer erworbenes Eigenthum in Empfang nehmen will, kommt rasch die „Glorie von Oben“ II, 196, es erscheinen himmlische Sendlinge, überfallen ihn mit brennenden Blumen — vom Commentator, ja weshalb eigentlich! Blumen der Liebe genannt — vertreiben der Unterwelt geschwänzte Boten und entführen so durch einen himmlischen Staatsstreich Fausts Seele in schadenfrohem Triumph.

„Bei wem soll ich mich nun beklagen?

Wer schafft mir mein erwor'b'nes Recht?“

II, 201.

ruft Mephistopheles im Gefühl der erlittenen Kränkung aus; und da es noch keine internationalen Schiedsgerichte giebt, so bleibt ihm nichts übrig, als sich, tief trauernd, aber mit edler Resignation zu fügen.

Was soll man nun dazu sagen, als daß Undank der Welt Lohn ist und daß selten ein Stück von so vollendeter tragischer Wirkung geschrieben worden! —

So könnte, wie gesagt, natürlich nur ein Anwalt des Satans reden und dies als die Idee verfechten, die Goethe nach seinen eigenen Worten in den Faust so tief „hineingeheimnißt“ habe: denn Alles wird zur Lästung im Munde des Gottlosen!

In völlig anderer Beleuchtung erscheint der Faust, wenn man ihn in das ihm zukommende Element, in die Traum- und Zaubersphäre der Poesie versetzt; manche Inconsequenzen und Widersprüche werden dann nur zu anmuthigen poetischen Lizenzen, einem freien Spiel der Phantasie, in welchem der Dichter über seiner Schöpfung schwebt; darum dorthin

„setz' ihn nieder,

Deinen Ritter, und sogleich

Rehret ihm das Leben wieder,

Denn er sucht's im Fabelreich.“

II, 69.

Dann wird zunächst klar, daß über das Schicksal von Fausts Seele die Wette allein und nicht der Pact entscheidet: es widerspricht jedem geläuterten Begriff von einer Weltordnung, daß der Mensch — von der krankhaften Stimmung eines Augenblickes überwältigt, wie der Trinker sein Heind verschachert — für alle Ewigkeit unwiderruflich über seine Seele sollte verfügen können; so daß sein ganzes weiteres sittliches Leben — ob gut, ob böse — für sein Heil irrelevant würde.

Die Eigenthümlichkeit der von Allen, was sonst auf das Theater gebracht worden, abweichenden Persönlichkeit Mephistos läßt sich am kürzesten dadurch bezeichnen, daß sie keine Persönlichkeit ist. Aber was sollte sie dann sein — etwa ein Begriff? Erst recht nicht! Schon im Denken ist es ein Irrthum, wenn man — Qualitäten nach quantitativem Maßstabe messend — meint, sich ein höchstes Gutes, ein höchstes Schönes so construiren zu können, daß es die Merkmale alles verschiedenen, einzelnen Guten und Schönen in sich faßt, concentrirt und vereinigt, und die Entfaltung des einzelnen, besonderen Guten und Schönen dadurch für das Denken gewissermaßen überflüssig macht. Denn der Begriff ist nicht die Summe der Einzelfälle und ihnen in keiner Hinsicht commensurabel. Der Begriff des Bösen also, wie scharfsinnig auch immer definirt, ist nicht wieder böse, noch giebt er einen Extract aller Bosheit; so wenig als der Begriff des Thieres errathen läßt, welche Gestalten in der Thierwelt werden zu finden sein. Das Eine wie das Andere bleibt eine Hilfsconstruction menschlichen Denkens.

Um wie viel weniger würde es gelingen, in einer lebendigen Person — wie etwa der verblendete Mensch sich die Seele seines ärgsten Feindes ausmalt — das Aeußerste an Bosheit so zu verdichten, daß dieser Inbegriff alle charakteristischen Entfaltungen des Bösen in der Wirklichkeit in sich enthält? Da also dieser Gedanke einer Verkörperung des höchsten Bösen aufgegeben werden mußte, oder vielmehr dem echten Dichter gar nicht kommen konnte, so hat sich auch Goethe gar nicht bemüht, seinen Mephistopheles mit einem ungewöhnlich hohen Maß moralischer Schlechtigkeit auszustatten; sondern hat eigentlich einen liebenswürdigen Teufel von behaglicher Laune, eine unterhaltende, kurzweilige Figur geschaffen. An Weltklugheit und scharfem, logisch zergliederndem Verstande läßt sich Mephistopheles schwer, an Bosheit leicht übertreffen. Schillers Mohr, Shakespeares Jago und Caliban besitzen unvergleichlich mehr Bosheit als Mephistopheles.

Diese ästhetische Nothwendigkeit haben daher auch alle wahren Dichter eingesehen und dem Teufel, wenn sie ihn zeichneten, ein einigermaßen gefälliges, fast einnehmendes Wesen gegeben; so z. B. Hauff in seinen „Memoiren des Satans“, Le Sage im „Sinkenden Teufel“. Zwei Gründe jedoch

gibt es, welche Mephisto, obgleich er kein begrifflicher Schemen ist, hindern, eine Persönlichkeit gleich anderen zu werden.

Von allen Märcen und ähnlichen Dichtungen läßt sich behaupten, daß, *ceteris paribus*, das Interesse, welches sie erregen, im umgekehrten Verhältnisse steht zu der Menge und Mannigfaltigkeit des Wunderbaren, das in ihnen vorkommt. Je mehr der Zauber überhand nimmt, je häufiger, regelloser, eingreifender er wirkt; desto mehr kommen wir von dem Versuche zurück, mit der Phantasie den Ereignissen vorauszuweilen, die Schicksale der Personen zu errathen oder zu berechnen; und da die Personen dann auch unfähig sind, mit ihrer schwachen Kraft selbst in die Dinge einzugreifen und sich des Zaubers zu erwehren, die Naturgesetze jeden Augenblick auf eine neue Art durchbrochen werden, so schwindet die Spannung, mit der wir dem Schlusse entgegensehen. Bei den wirklichen Volksmärcen liegt das Maß des zulässigen Uebernatürlichen in dem alten Volksaberglauben oder einem Sagenkreise. Was nicht irgend einmal geglaubt worden ist, darf auch nicht im Märchen als möglich hingestellt werden; aber überhaupt bei jedem guten Märchen sehen wir, daß der Zauber mit äußerster Deconomie gehandhabt wird: nur ein seltenes Zusammentreffen von Umständen kann den Zauber wecken; oder an einem einzigen Gegenstande — Ringe, Stabe — haftet er, oder nur bestimmte Personen sind seiner mächtig: kurz, Grenzen und Umfang von Zauber und Gegenzauber sind dem Leser bald so geläufig, wie die wirklichen Naturkräfte, die auch in wahre Erzählungen hineinspielen. Wo dagegen, wie in den meisten Märcen von E. Th. A. Hoffmann, die Geisterwelt nicht ihre knapp gemessene Compétenz hat, sondern der Zaubereien alle Augenblicke neue auftreten, da verliert der Leser die Sicherheit und Theilnahme an dem Schicksale der in diesem Wirbel herumgetriebenen Personen. Aehnliches gilt von dem Drama, und wo dort das Wunderbare verwandt worden ist, da haben die Dichter entweder den Tact besessen, noch sparsamer zu verfahren, als im Märchen erlaubt war — so Shakespeare im Macbeth und Hamlet — oder sie haben den Schwerpunkt ihrer Dichtung überhaupt von dem Interesse an menschlichen Geschicken auf ein anderes Gebiet verlegt; dies geschieht in den sog. Zauberpossen, die in gewissen Kreisen noch jetzt so beliebt sind. Hier ist das Wunder chronisch geworden — z. B. in den Stücken von Raimund und Nestroy — aber abgesehen von eingeflochtenen Liedern und Couplets, die Lob verdienen mögen, gilt der Applaus der Zuschauer nicht dem Schauspieler oder Dichter, sondern dem Maschinisten. In Goethes Faust ist nun von dem Uebernatürlichen der ausgiebigste Gebrauch gemacht; wo Mephistopheles nur auftritt, erfolgen Wunder über Wunder; und da kein Wunder sich wiederholt, so fehlt dem Zauberspuß das Merkmal der Gesetzmäßigkeit. Wie weit die Rechte der

Hölle gehen, was dem Mephistopheles alles möglich und was ihm versagt ist, darüber kann der Leser sich bis zuletzt keine auch nur annähernde Vorstellung bilden; und so wirkt auch des Teufels ernsthafte Miene bei seinen angeblichen Anstrengungen und Mühen nur humoristisch („Ihr habt mich weidlich schwitzen machen!“) — ebenso sein Brummen über den Verlust des Gretchen geschenkten Schmuckes: als ob er nicht Millionen solcher Schmucksachen haben könnte! Dies ist die poetische Inconsequenz im Faust, die unmuthiger wirkt, als prosaische Folgerichtigkeit. Mephistopheles wäre eine verfehlte Figur, wenn er nicht eine so schwanke Gestalt wäre und beständig vergäße, wen er vorzustellen hat! Diese abundante und undefinirte Zaubermacht ist es aber auch, was Mephistopheles, ihrem Hauptträger, nicht gestattet, eine Persönlichkeit auf der Bühne zu sein wie andere Persönlichkeiten. Denn wir folgen wohl noch seinen geistreichen Reden, sind gespannt auf seine schlagfertigen Repliken, aber sein Schicksal verfolgen wir eigentlich nicht; wir sehen nur zu, wie er nach Außen, auf den Lebenslauf Anderer wirkt.

Die mit dieser Zaubermacht zusammenhängende zweite Eigenthümlichkeit, welche Mephistopheles hindert, einer wirklichen Person zu gleichen, ist das Fehlen des Egoismus an ihm. Man wird vielleicht meinen, sein Egoismus bestünde doch darin, daß er Fausts Seele haben will. Gleichwohl ist das kein Egoismus, schon insofern, als sich ja nicht einmal erklären läßt, weshalb er sie denn haben will. Dieses Streben nach Fausts Seele ist nur ein beständig dem Mephisto anhaftender elementarer Zug, wie die Gravitation der Körper zum Erdmittelpunkt; er läßt sich nicht mehr mit menschlichem Seelenleben, sondern nur noch mit einem Naturgesetz vergleichen, bei dem man nicht mehr nach einem „Warum“ fragen kann. Bei Allen um ihn, nur nicht bei ihm „bewegt sich das Getriebe durch Hunger und durch Liebe“. Propagationsgelüste darf man ihm doch nicht wirklich zuschreiben; Bedürfniß nach Speise kennt er auch nicht; Schätze hat er, so viel er irgend will. So wird Mephistopheles durch den Mangel an Egoismus zu einem ganz unmenschlichen Wesen und hat keinen Anspruch, uns rühren zu dürfen; der Egoismus ist ja so sehr das charakteristische Motiv menschlicher Handlungen, daß man in dubio jede That darauf zurückzuführen sucht, erst für begriffen hält, sobald sie als egoistisch erkannt ist, und umgekehrt von der Handlung eines Unbekannten, zu der sich keine egoistischen Triebfedern entdecken lassen, ohne Weiteres auf Wahnsinn schließt. Indem also diese Seelenregung echter Humanität dem Mephistopheles abgeht und ihm andererseits die positive Monstrosität der Zaubermacht anhaftet, kann ihm aus Mangel an Continuität des Charakters im Drama nicht die Rolle einer wirklichen Person zufallen; Goethe hat ihm daher ein ganz sonderliches,

noch nie dagewesenes Gepräge gegeben: neben der consequenten Verfolgung des einen — meinetwegen von den Menschen als böse gedachten Zieles und der Liebhaberei für allerhand Nübitäten ist er vorzugsweise der Vertreter eines gesunden Realismus; schützt sich aber wiederum vor begrifflicher Verflüchtigung, indem er beständig aus der Rolle fällt, nicht nur aus der Rolle, die ihm auf der Bühne angewiesen ist — wenn er wünscht, sich selbst dem Teufel übergeben zu können u. — sondern aus der ganzen Sphäre der Weltanschauung, auf der auch außerhalb der Bretterwelt seine Existenz beruht, wenn er z. B. den Teufelsglauben selbst verspottet („Den Bösen sind sie los; die Bösen sind geblieben!“). — Erst dieses dichterische Spielen mit selbstgeschaffenen Illusionen macht Mephisto neben Fausts ernstem Treiben zu einem so anziehenden poetischen Gebilde, aus welchem der Verfasser des Commentars nichtsdestoweniger wiederum den nüchternen gehörnten Gottseibeius des Köhlerglaubens herausdemonstriren will, den Teufel, „der dem lettischen Kiegenkerle gegenüber stets den Kürzeren zieht“. S. 15. Der angeedeuteten Gefahr, daß durch diese Einmischung gar zu vielen Zaubers die Dichtung an Interesse einbüßen könnte, hat Goethe durch eben diese Ausfälle Mephistos vorgebeugt, die daran erinnern, daß der Zauber nur auf den Brettern ist und doch schließlich ein tieferer Sinn uns fesseln soll; — theils hat er diese Klippe dadurch vermieden, daß die wahre Theilnahme des Lesers nicht den äußeren Geschehnissen und Lebensläufen, noch der großartigen Staffage von Nebenpersonen gilt, sondern allein Fausts Schicksal: nicht dem, was ihm begegnet, sondern dem, was er dabei mit der Kraft der Selbstbestimmung aus sich macht, seinen inneren Erlebnissen; die aber ruhen auf sicherem Boden und sind dem äußeren Zauber entzogen. Dieser Boden ist Fausts Charakter, und um ihn recht zu verstehen, wird man, wenn wir nicht irren, auch die sonderbare herbe Freude nachfühlen müssen, die dem Künstler das Selbstgericht in seinen Geschöpfen gewährt: sich selbst ans Kreuz zu schlagen in den Fehlern erdichteter Personen. Und was nun die Wette mit dem Herrn betrifft — doch genug! Die Geduld des Lesers ist wohl schon erschöpft, und fast wird aus dem Referat unversehens ein neuer Faustcommentar, dessen es wirklich nicht mehr bedarf.

Nur so viel mag noch ausdrücklich hervorgehoben werden, daß ungeachtet aller dieser Einwände vorliegendes Werk um seines reichen Gehaltes willen jedem Verehrer des Dichters als anziehende und lohnende Lectüre empfohlen sei.

Gregor von Glasenapp.



B ü c h e r s t a n .

Illustrierter Führer durch Riga und Umgebung von C. Mettig und F. Moll.
Mit 24 Ansichten und 2 Plänen. Riga, Verlag von Alex. Stieda.
1892. 108 S. Text und 24 S. Anzeigen.

Das Buch zerfällt in zwei Theile, einen beschreibenden, der den Leser mit allen Bemerkenswerthen, das Riga bietet, bekannt macht, und einen für den unmittelbaren Gebrauch bestimmten, der alle für einen Fremden nur irgend in Betracht kommenden praktischen Nachweisungen und Belehrungen bietet. Zwei alphabetische Register der öffentlichen Institutionen, sowie der Straßen, Plätze und Hölmer mit genauen Verweisungen auf die beigegebenen, sauber ausgeführten Pläne werden auch dem Einheimischen ein willkommenes Hilfsmittel sein.

Riga ist durch das beifallswürdige Unternehmen der Stiedaschen Verlags- handlung in den Besitz eines Führers gelangt, wie ihn fast alle größeren Städte des Westens haben, und hat von den russischen Städten jedenfalls die Residenz überflügelt, deren Geibelscher Führer mit dem vorliegenden gar keinen Vergleich aushalten kann. Der „Illustrierte Führer durch Riga“ ist handlich, bis auf geringfügige Irrthümer in der Rubrik „Bibliotheken“, soweit Referent sieht, zuverlässig und sehr reichhaltig. Seine Hauptzierde aber bildet der gründliche, mit sympathischer Wärme und doch, wie es der Gegenstand verlangte, nie ins Breite gehende, von C. Mettig verfaßte beschreibende Theil. Auf den ersten Blick erkennt man, daß nur ein wissenschaftlich geschulter Kenner unserer Landesgeschichte den umfangreichen Stoff ausführlich und doch in gedrängter Kürze wiederzugeben im Stande sei. Mettig hat es sich zur Aufgabe gemacht, bei jeder sich bietenden Gelegenheit die Geschichte heranzuziehen; nicht nur die des betreffenden Gebäudes, das er im Augenblicke beschreibt, sondern er weiß auch Allgemeineres einzuflechten,

so daß wir zwar kein einheitliches Bild der Vergangenheit Rigas erhalten, aber doch über viele Details derselben unterrichtet werden. Daß Mettig sich hierbei immer auf der Höhe der neuesten Forschung befindet, braucht kaum besonders betont zu werden, und was die lokalgeschichtliche Forschung der letzten Zeit zu Wege gebracht hat, konnte wohl kaum auf zweckmäßigere Weise popularisirt werden, als es hier geschieht. Die in der Bevölkerung Rigas noch so mannigfach umlaufenden falschen Meinungen über die Schwarzhäupter, die Stadtgarde, den großen Christoph und vieles Andere mehr werden durch Mettigs Führer am ehesten die nothwendige Remedur erfahren. Aber noch eine andere Wirkung kann von diesem zeitgemäßen Buche erwartet werden. Das neu gewonnene und bethätigte Verständniß für alte Baudenkmäler ist bis jetzt doch auf einen nur kleinen Kreis von Liebhabern beschränkt gewesen. Dieser wird sich von nun ab unzweifelhaft erweitern; an der Hand des neuen Führers durch die Kirchen, die Schildenhäuser, ja durch die Straßen Rigas zu gehen, deren bemerkenswerthere Hausportale Mettig verzeichnet oder beschrieben hat, wird jetzt Vielen ein Genuß sein, die früher auf derlei Dinge nicht achteten oder denen es zu mühsam war, sich aus größeren Büchern die erforderliche Belehrung zu holen. Daß aber der geschichtliche Sinn und eine pietätvolle Beschäftigung mit den Kunstdenkmälern, ja auch nur den unbedeutenderen Bauresten der Vergangenheit unserer Bevölkerung noth thut, als ein festigendes Mittel zur Selbstbesinnung in einer Zeit, welche nur Neues auf Neues häuft, wird auch der zugeben, der bisher solchen Bestrebungen ferner gestanden.

Die vielen dem Führer beigegebenen Abbildungen sind nicht alle von gleichem Werthe. Das Schwarzhäupterhaus ist in seinen oberen Theilen ganz verwischt herausgekommen und das Dannensternsche Haus, dessen reicher ornamentaler Schmuck doch gerade gezeigt werden sollte, wird durch einen häßlichen und ungebührlich viel Raum einnehmenden Vordergrund so zurückgedrängt, daß es auf dem Bilde gar keinen Eindruck macht und dieses seinen Zweck verfehlt. Aber wir wollen mit solchen Kleinigkeiten, an denen weder Verfasser, noch Verleger schuld sind, nicht rechten, sondern uns der vortrefflichen Gabe freuen. Auch wer nicht in Riga wohnt oder nicht nach Riga kommt, wird es nicht bereuen, das Buch zur Hand genommen zu haben.

Bgn.

Klumpe-Dumpe und andere Märchen. Von Hanna Schomacker. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-Actiengesellschaft. 1892. 82 S.

Die Lust zum Fabuliren wird in unserem Lande nicht erlöschen, so lange unsere Literatur so angenehme Früchte zeitigt, wie die vorliegenden drei Märchen von Hanna Schomacker. Jede der anspruchslosen Erzählungen

hat ihren besondern Charakter. Die erste, „Kunze-Dunne“, schildert die Gattentödt eines Erzählens, was im Geschmack der «Contes des fées» gehalten, die im Anfang des vorigen Jahrhunderts in Frankreich so beliebt waren, deren geluchte Wirklichkeit jedoch nicht Jedem zusagt. Die Geschichte „Wie Trudel das Gras wachsen hörte“ ist eine ernsthafte, kleine Novelle, in welche wir nämlich einige Elemente des deutschen Volksmärchens hineinspielen. Wieder ein anderer Ton ist in Nr. 3 („Das junge Ehepaar“) angeschlagen; in freier Erfindung der Phantasie wird vor der Thür des Schlafgemachs, in dem die Eheleute ruhen, ein Colloquium zwischen dem braven Hausgeist und dem Gott Amor vorgeführt; „Traum der Sommernacht, phantastisch, zwecklos“ . . . möchte man es nennen; wenn nicht doch noch zum Schluß ein Zweck, und zwar ein überaus lobenswerther, sich offenbart: die Lust an der Heirathsvermittlung, dieser so freundliche Zug des weiblichen Geschlechts, hat schon in den beiden ersten Erzählungen die geehrte Verfasserin einige glückliche Paare zusammenbringen lassen. In der Geschichte vom jungen Ehepaar aber feiert der Ehestiftungstrieb wahre Bacchanalien: die ganze Verwandt- und Bekanntschaft der jungen Leute, so weit nicht im Kindesalter stehend, wird von dem blinden Gott unter die Haube, resp. unter den Pantoffel gebracht. G.



Herausgeber: R. Weiß.

Für die Redaction verantwortlich:
N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 22-го Октября 1892 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Goldene Medaillen Brüssel und Spaa 1891.

Riga 1880.

Riga 1883.

Riga 1880.



Goldene Medaille.

H. A. Brieger, Riga,

Seifen- und Parfümerie-Fabrik, gegründet 1849,

empfeht in grösster Auswahl anerkannt vorzügliche

Haushaltungsseifen:

Cocosseifen,
Glycerinseifen,
Vaselinseifen,

Toiletteseifen,
Schwimmseifen,
Silberputzseifen etc.

Eau de Cologne,
Blumen-Eau de Cologne,
Extrait d'Odeurs.

Coniferenduft, Pomaden, Brillantine, Haarstärkungsmittel,
Haaröle, Toilettenwasser, Toilettenessige, Cold-Cream, Mund-
wasser, Zahnpulver u. -Pasta, Räuchermittel, Sachets, sowie
sämtliche Parfümerie-Artikel.

Ferner als

Specialitäten I, II, III:

I. H. A. Brieger's Lanolin-Erzeugnisse,

vorzügliche Mittel für die Haut- und Haarpflege.

Lanolin-Crème,

Lanolin-Pomade.

Lanolin-Lippenpomade,

Lanolin-Brillantine,

Lanolin-Toiletteseife,

Lanolin-Milch,

Lanolin-Blumenduftseife,

Lanolin-Puder,

Lanolin-Crème-Seifen in allen modernen Gerichten.

II. Medicinische Seifen,

einfache, überfettete, aus neutraler Fettkernseife, mit Lanolin- oder Glycerin-
gehalt in Verbindung mit allen gebräuchlichen Medicamenten:

Sapo viridis, Sapo Hispanica, Sapo Butyricus etc.

III. Textil-Seifen,

für die Wollen-, Baumwollen- und Seiden-Industrie, Färbereien (auch für
türkisch Roth), Wäschereien etc.

Bleichsoda.

Grösstes Lager v. Luxuskerzen, Lichten, Baumkerzen, Fackeln u. Ploschken.

Verkauf in den Niederlagen:

Säulenstrasse 10, Sünderstrasse 15,

sowie in den renomirteren Droguen-, Material- und Parfümerie-Geschäften
des Reiches.

Preislisten gratis und franco.



Hoflieferant Ihrer Majestäten

des

Kaisers von Russland,
Kaisers von Deutschland,
Kaisers von Oesterreich,
Königs von Dänemark,
Königs von Bayern.



C. M. SCHRÖDER.

Erste russische Pianofortefabrik mit Dampfbetrieb.
Gegründet 1818.



Flügel

von 550 Rbl. an.

Pianos

von 400 Rbl. an.

Preis-Courante auf Verlangen
gratis und franco.

St. Petersburg, Newsky 52.